

Geschichte, Politik & Gesellschaft

Schriftenreihe der Stiftung Demokratie Saarland

Band 15

Bernd Rauls und /et Verena Paul (Hrsg./eds.)

Der Versailler Vertrag
Deutsch-französische Betrachtungen

Le traité de Versailles
Réflexions franco-allemandes

Dokumentation einer Vortragsreihe in Kooperation mit dem Parc Explor Wendel

Documentation d'une série de conférences en coopération avec le Parc Explor Wendel



RÖHRIG UNIVERSITÄTSVERLAG
ST. INGBERT 2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Vorwort / *préface*

von/par Friedel Läßle
(Vorstand Stiftung Demokratie Saarland)

© 2020 by Röhrig Universitätsverlag GmbH
Eichendorffstr. 37, D-66386 St. Ingbert
www.roehrig-verlag.de

Alle Urheber- und Verlagsrechte vorbehalten !
Dies gilt insbesondere für Vervielfältigung, Mikroverfilmung,
Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Layout (Satz und Umschlaggestaltung): Röhrig Universitätsverlag GmbH, unter Verwendung der Karte
»Die Grenzen des Deutschen Reiches nach dem Wortlaut des Friedensvertrages vom 25. Juni 1919,
Blatt 8: Straßburg« (Bundesarchiv Koblenz, KART 756/15), mit freundlicher Genehmigung.

Übersetzung: abc context media consulting (Andrea Brück, Marc Ferrant, Dr. Caroline Pernot und
Stefanie Pilger)

Lektorat/Korrektur: Dr. Verena Paul, Yannick Pfaff

Druck: TZ – Verlag & Print GmbH, D-64380 Roßdorf b. Darmstadt
Printed in Germany 2020
ISBN 978-3-86110-753-8

Inhaltsverzeichnis / *Table des matières*

Grußworte / *Mots de bienvenue*

CATHERINE ROBINET

Generalkonsulin der Republik Frankreich im Saarland /

Consule générale de France en Sarre 15

GÉRARD BRUCK

Präsident des Zweckverbands des Bergbaumuseums Petite-Rosselle

Président du Syndicat Mixte du Musée de la Mine de Petite-Rosselle 16

Einführung / *Introduction*

BERND RAULS

Einführung 19

Introduction 23

100 Jahre Versailler Vertrag / *Les 100 ans du traité de Versailles*

GERD KRUMEICH

Von den Schwierigkeiten, nach einem totalen Krieg Frieden zu schließen 29

Des difficultés d'un accord de paix après une guerre totale 43

JÖRN LEONHARD

„A Peace to End All Peace“? Die Deutschen und der Versailler Vertrag 59

« *A Peace to End All Peace* » ? *Les Allemands et le traité de Versailles* 91

ADOLF KIMMEL

Frankreich, Deutschland und der Versailler Vertrag 117

La France, l'Allemagne et le traité de Versailles 137

MANFRED BERG

Völkerbund und Selbstbestimmung:

Das Friedensprogramm des US-Präsidenten Woodrow Wilson 153

*Société des Nations et autodétermination des peuples :**le plan de paix du président américain Woodrow Wilson* 171

EMMANUEL DROIT

Ein „unglaublicher, räuberischer Frieden“? Die französischen und die deutschen
Kommunisten angesichts des Versailler Vertrags (1919–1930) 191« *Une incroyable paix de brigands* »? *Les communistes français et allemands**face au traité de Versailles (1919–1930)* 217

GABRIELE B. CLEMENS

Das kulturelle Leben an der Saar: Hoch- und Freizeitkultur 241

La vie culturelle en Sarre : entre culture élitiste et culture de loisirs 259

RAINER HUDEMANN

Erinnerungshobel und transnationale Vernetzungen.

Von den Wirkungen des Versailler Vertrages in der Region Saar-Lor-Lux 279

*Rabot mémoriel et implications transnationales.**Des influences du traité de Versailles dans la région Sarre-Lorraine-Luxembourg* 305

JEAN-MICHEL GUIEU

Frankreich und Deutschland nach der Unterzeichnung
des Versailler Vertrages: eine unmögliche Versöhnung 327*La France et l'Allemagne au lendemain du traité de Versailles :**une réconciliation impossible* 341

SYLVAIN SCHIRMANN

Franz Dahlem (deutsch) 355

Franz Dahlem (français) 363

Quellen

Versailler Vertrag (Auszüge) 373

Die Vierzehn Punkte von Woodrow Wilson 387

Philipp Scheidemanns Rede

„Gegen die Annahme des Versailler Vertrages, 12. Mai 1919“ 390

*Sources documentaires**Traité de Versailles (extraits)* 399*Quatorze points de Woodrow Wilson* 412**Autorinnen und Autoren / Auteurs** 415

**„A Peace to End All Peace“?
Die Deutschen und der Versailler Vertrag**

von Jörn Leonhard

1 Eingang: Von der „Parallelaktion“ ins „Traumland“

Eigentlich hätte es ein Doppeljubiläum geben sollen. In Robert Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ beschließt der Mathematiker Ulrich 1913, für ein Jahr „Urlaub vom Leben“ zu nehmen. Doch von seinem Vater überzeugt, bewirbt er sich bei einem einflussreichen Beamten um eine Stelle, auf der er ein besonderes Doppeljubiläum vorbereiten soll: Denn das siebzigjährige Thronjubiläum von Kaiser Franz Joseph und das dreißigste Regierungsjahr Kaiser Wilhelms II. fallen auf das Jahr 1918.¹ Es sollte anders kommen, im Roman wie in der Wirklichkeit: Scheiterten Musils Protagonisten der „Parallelaktion“ an der Aufgabe, eine universelle, integrative Idee in die Praxis umzusetzen, weil sie nur noch spezialisierte Lebensbereiche darstellten, so fielen in der realen Dynamik der Jahre 1917 und 1918 die drei kontinentaleuropäischen Monarchien in Russland, Deutschland und Österreich-Ungarn dem Krieg zum Opfer. Auch 1919 stand im Schatten krisenhafter und gewaltsamer Übergänge: vom Krieg zum Waffenstillstand, von Monarchien zu Republiken, von begrenzter politischer Teilhabe zur Praxis der Massendemokratie in freien Wahlen, von Friedenskonferenzen zu Friedensverträgen, von multiethnischen Empires zu einer neuen Staatenordnung, von überkommenen Ismen zu neuen radikalen Ordnungsversprechen nach außen und innen, von europäischen Perspektiven auf eine Friedensordnung als Gleichgewichtssystem zu einem globalen Umbruch, in dessen Konsequenz sich Gewichte, Erwartungen und Positionen von Regionen und Gesellschaften weltweit veränderten. All das machte aus dem Weg vom Krieg in den Frieden eine Schwelle des 20. Jahrhunderts, deren Erbe bis in die unmittelbare Gegenwart reicht.²

Was aber kennzeichnete die besondere deutsche Erfahrung, den deutschen Weg über Compiègne im November 1918 nach Versailles im Juni 1919, und warum wirkte diese Erfahrung so nachhaltig nach? Und mehr noch: Wie verändert sich unser Blick, wenn wir nicht durch die Linsen von 1945 oder 1933 auf diesen Übergang von Krieg in den Nachkrieg blicken, sondern aus der widersprüchlichen, multipolaren Offenheit des Moments?

¹ Robert Musil, *Gesammelte Werke*, hg. von Adolf Frisé, Bd. 1: *Der Mann ohne Eigenschaften. Roman [1933–43]*, Erstes und Zweites Buch, Hamburg 1978, S. 16.

² Jörn Leonhard, *Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt*, 2. Aufl. München 2019, S. 17–18.

Am 2. August 1914, ganz zu Beginn des Weltkrieges, hatte Ernst Troeltsch, Professor der Theologie an der Universität Heidelberg, eine bemerkenswerte Rede gehalten. Sie war weit mehr als ein Beitrag zum situativen Patriotismus der Stunde, zum Kulturkrieg der Intellektuellen und zu den deutschen „Ideen von 1914“, die man gegen die französischen Ideen von 1789 ausspielte. Der Krieg werde, da war sich der Heidelberger Theologe sicher, alle überkommenen Sicherheitsversprechen, die auf Rationalität beruhenden sozialen und staatlichen Ordnungsstrukturen aus dem 19. Jahrhundert und damit auch die Basis bürgerlicher Kultur radikal in Frage stellen: „So zerbrechen auch uns heute alle rationellen Berechnungen. Alle Kurszettel und Kalkulationen, die Versicherungen und Zinsberechnungen, die Sicherstellungen gegen Unfälle und Überraschungen, der ganze kunstreiche Bau unserer Gesellschaft hat aufgehört, und über uns allen liegt das Ungeheure, das Unberechenbare, die Fülle des Möglichen.“³

Vier Jahre und sechs Monate später, im Frühjahr 1919, beobachtete Troeltsch als aufmerksamer Zeitgenosse in Berlin die Zeitläufe: Kriegsende und Revolution, das „Traumland der Waffenstillstandsperiode“ (Juli 1919) und die vielfältigen Hoffnungen, die sich mit der Friedenskonferenz in Paris verbanden.⁴ Seine „Spectator-Briefe“ sind ein einzigartiger Kommentar zu einer verdichteten und beschleunigten Zeit. In ihnen rang der Autor immer wieder darum, die Komplexität und Unübersichtlichkeit, das Nebeneinander der Ereignisse und Probleme zu ordnen und zu strukturieren. So zog er im Februar 1919 eine erste Bilanz der deutschen Revolution vom November 1918 und hob dabei hervor, wie innere Entwicklung und äußere Konstellation stets zusammenhingen und sich die deutsche Revolution direkt auf den Waffenstillstand auswirkte. Einerseits setzte Troeltsch ganz anders als 1914 seine Hoffnungen nun auf den „guten Kern des Sozialismus und das auch durch keine Restauration aufhaltbare Drängen zur Demokratie“, andererseits erkannte er die Tragweite der durch Krieg, Reparationen und Demobilisierung ausgelösten wirtschaftlichen Krise. So rechnete er mit „kolossaler Auswanderung, mit Geburtenrückgang, mit Wieder-Agrarisierung und nur einer dünnen industrielle[n] Decke“. Auch die internationale Entwicklung erschien ihm denkbar unsicher, wobei er wie

3 Ernst Troeltsch, Nach der Erklärung der Mobilmachung, 2. August 1914, in: Peter Wende (Hg.), Politische Reden, Bd. 3: 1914–1945, Frankfurt/M. 1994, S. 9–19, hier: S. 17 f.

4 Ernst Troeltsch, Nach der Entscheidung (Juli 1919), in: Ders., Kritische Gesamtausgabe, hg. von Friedrich Wilhelm Graf, Christian Albrecht und Gangolf Hübinger, Bd. 14: Spectator-Briefe und Berliner Briefe (1919–1922), Berlin 2015, S. 125–132, hier: S. 131.

wenige andere Zeitgenossen politische und wirtschaftliche Entwicklungen, den Durchbruch zur Massendemokratie und die Bedingungen eines globalen Kapitalismus reflektierte. Die Gegenwart erschien charakterisiert durch viele „unsichere Rechnungen, von der Entwicklung des ‚Völkerbundes‘ und der Weltrationierung der Rohstoffe, sowie von der Gestaltung der Lohnverhältnisse“. Angesichts der Gleichzeitigkeit, des Nebeneinanders und der Verflechtung der Ereignisse formulierte er im ersten Spectator-Brief im Februar 1919 auch ein Leitmotiv dieses Jahres: „Die ganze Welt wird anders. Es ist noch lange nicht aller Tage Abend.“⁵

In diesen beiden Sätzen formulierte Troeltsch ein eigenartiges Nebeneinander von Veränderung, Beschleunigung und offenem Ausgang. Diese Prozesse, da war er sich sicher, ließen sich nicht mehr auf jene europäischen Staaten und Gesellschaften reduzieren, die 1914 in den Krieg eingetreten waren. Die Offenheit der historischen Situation, das Element des Fluiden, war zu einem globalen Phänomen geworden. Troeltsch beschrieb diesen Moment nicht zufällig als „Traumland“ zwischen dem Ende des Krieges und vor den ausformulierten Friedensschlüssen von 1919: als Phase der großen Erwartungen, die der Krieg mit jedem Monat und jedem Jahr akkumuliert hatte, als Forum weitgespannter und überspannter Hoffnungen, die sich jetzt kreuzten, verknüpften, überlagerten – und doch schon im Begriff waren, sich an der Realität konkurrierender Interessen und Ideologien zu brechen.⁶

Am Ende des Krieges schien die Offenheit des Übergangs, der Moment zwischen Vergangenheit und Zukunft, zu einem globalen Phänomen geworden, den auch der Soldat Paul Klee 1918 in seiner Zeichnung „Der Komet von Paris“ markierte. Sie zeigte einen Seiltänzer mit einer Balancierstange auf einem unsichtbaren Seil über dem Pariser Eiffelturm, zwischen Himmel und Erde, um seinen Kopf ein Komet mit Schweif und ein weiterer in Form eines Davidsterns. In dieser Metapher steckte eine aufschlussreiche Botschaft, nämlich das Nebeneinander von Faszination und Schrecken, von Entzücken und Bedrohung, eben das „mysterium tremendum et fascinans“, das der Theologe Rudolf Otto 1917 als den Kern religiöser Erfahrung charakterisiert hatte.⁷ Übertragen auf Paul Klees Zeichnung von 1918 stand neben

5 Ernst Troeltsch, Rück- und Umblick 2 (Februar 1919), in: Ders., Kritische Gesamtausgabe, Bd. 14, S. 59–64, hier: S. 57–58.

6 Leonhard, Der überforderte Frieden, S. 19–21.

7 Rudolf Otto, Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen (1917). Neuauflage mit einem Nachwort von Hans Joas, München 2014, S. 13–52.

dem Glück der Zukunft, dem freien Wunsch beim Blick auf eine Sternschnuppe zugleich die Angst vor einem Meteoritensturz auf die Erde, dessen Zerstörungskraft außerirdische Dimensionen haben konnte.⁸

Die Deutschen erfuhren dieses Nebeneinander in besonderer Weise: Der „Simplicissimus“ vom 31. Dezember 1918 zeigte einen nackten dünnen Michel in einer Winterlandschaft. Er erinnerte die Deutschen an die schmerzvolle Ambivalenz der neuen Freiheit, die in der Gleichzeitigkeit von Belastung und Offenheit, Hunger und Umwälzung, Entbehrung und Emanzipation, wie ein Kondensat dieses ganzen Jahres 1918 wirkte. Das eine schien nicht ohne das andere denkbar:

Nun bin ich frei./Von Kleidern und Stoffen und Glauben und Hoffen./Von Handel und Kauffahrtei./Von Möbeln und Betten und Strafen und Ketten./Religion und Klerisei./Von Schinken und Würsten./von Gold und von Fürsten/Und bitterer Tyrannei/Bin ich jetzt frei./Nun bin ich frei./Von Arbeit und Streben und ruhigem Leben./Von Zucker und Fett und Ei./Von Eisenbahnwagen und Glück und Behagen/Und Vaterlandspartei./Von Freunden und Stützen und Ruhm und Geschützen./Von Mittel-Europageschrei/Bin ich jetzt frei.⁹

Die folgenden Überlegungen beleuchten die deutsche Sicht auf den Versailler Friedensvertrag nicht nach dem klassischen Muster von Vertragsartikeln, und sie blicken auch nicht von 1933 oder 1939 auf das Geschehen. Vielmehr geht es um die konsequente Analyse aus den Erfahrungen der Zeitgenossen von 1918 und 1919, ihren Widersprüchen und der bei allen Belastungen doch prinzipiellen Offenheit der Situation, die nicht auf eine bloße Vorgeschichte von 1933 reduziert werden sollte.

8 Daniel Schönpflug, *Kometenjahre. 1918. Die Welt im Aufbruch*, Frankfurt/M. 2017, S. 15–16; Hans Ulrich Schlumpf, *Das Gestirn über der Stadt. Ein Motiv im Werk von Paul Klee*, Zürich 1969, S. 188–204; Leonhard, *Der überforderte Frieden*, S. 22–23.

9 *Simplicissimus*, 31. Dezember 1918; Leonhard, *Der überforderte Frieden*, S. 462.

2 „Wie dieser Krieg zu Ende geht“:

Der Weg der Deutschen in den November 1918

Im Januar 1918 war sich Max Weber sicher: Alle Lebensbereiche würden von der Grundfrage berührt werden, „wie dieser Krieg zu Ende geht“.¹⁰ Und so war es: Das galt zunächst für das Verhältnis von Form und Inhalt des Kriegsendes. Die tradierte Form eines Waffenstillstands, gefolgt von einem Vorfriedensvertrag mit allgemeinen Bestimmungen, um die Kampfhandlungen zu beenden und dann auf einer allgemeinen Friedenskonferenz Details in ausführlichen Verhandlungen zu klären, wurde im Oktober und November 1918 durchbrochen. Zudem enthielt bereits der Waffenstillstand von Compiègne Elemente symbolischer Demütigung und einer neuartigen emotionalen Aufladung der Politik. Dies sowie die bewusst inszenierte Asymmetrie zwischen Siegern und Besiegten sollte die politische Kommunikation der kommenden Monate bestimmen, indem den Besiegten kein offizielles Forum für Verhandlungen eingeräumt wurde.¹¹

Webers Frage nach dem „wie“ zeigte sich bei den Siegern, denn die konkrete Ausgestaltung der Waffenstillstände band sie im Blick auf die bevorstehende Friedenskonferenz und schränkte ihre Handlungsspielräume bereits lange vor der Eröffnung der Pariser Friedenskonferenz am 18. Januar 1919 ein. In der Haltung vieler Akteure, im permanenten Verweis auf Entschlossenheit, Durchhaltewillen und Nervenstärke, offenbarte sich im Oktober und November 1918 eine Kontinuität des Kriegshabitus. Das machte es schon jetzt so schwierig, auch nur die geringste Konzession zu gewähren, stellte sie vielmehr unter den Verdacht der Charakterschwäche und des Verrats an den unzähligen Opfern des Krieges. Das erklärte den Zusammenhang zwischen inhaltlicher und symbolischer Härte des 11. November, die Aufrechterhaltung der Blockade als Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln genauso wie die von Foch erzwungene formale Bitte der Deutschen um einen Waffenstillstand als demonstrative Geste der Unterwerfung.

Der Charakter des Kriegsendes wirkte sich in besonderer Weise auf den deutschen Umgang mit dem Waffenstillstand nach dem „Entzauberungsschlag“ aus, nachdem

10 Brief von Max Weber an Erich Trummler vom 17. Januar 1918, in: Max Weber, *Gesamtausgabe*, Abt. II, Briefe, Bd. 10: Briefe 1918–1920, hg. von Gerd Krumeich und M. Rainer Lepsius, Tübingen 2012, 1. Halbbd., S. 67.

11 Leonhard, *Der überforderte Frieden*, S. 143–144.

der bis zum Schluss offen scheinende Ausgang des Krieges seit Ende September 1918 in die Niederlage umgeschlagen war.¹² Die radikale Alternative, dem verlorenen Staatenkrieg einen Volkskrieg an den Grenzen Deutschlands folgen zu lassen, hatte eine emotionale und eine rationale Dimension: Sie beleuchtete die von vielen Deutschen ehrlich empfundene Verzweiflung, dass ein 52-monatiges Ringen mit so vielen Opfern nicht „umsonst“ sein und in einen solchen Waffenstillstand münden dürfe. Der befürchtete Gewaltfrieden kam in dieser Perspektive einer Entehrung der Nation gleich. Noch einmal vertrauten Zeitgenossen darauf, dass der Wille eine technische und quantitative Überlegenheit der Gegner kompensieren könne – jetzt nicht mehr auf französischem oder belgischem Boden oder den weiten Schlachtfeldern Osteuropas, sondern im eigenen Land. Rational konnte man wie Walther Rathenau oder Max Weber argumentieren, dass der Krieg vielleicht nicht mehr zu gewinnen sei, man jedoch durch eine mindestens temporäre Fortsetzung immerhin auf bessere Konditionen hoffen könne, während vorschnelle Konzessionen solche Möglichkeiten von vornherein ausschlossen. Es war aber kennzeichnend, dass die militärischen Spezialisten in den wirklich entscheidenden Momenten weder vor dem 11. November 1918 noch vor dem 28. Juni 1919 einen solchen Volkskrieg ernsthaft in Betracht zogen.¹³

Damit rückte die andere Alternative in den Vordergrund, nämlich die Hoffnung auf einen Rechtsfrieden, der sich auf die Grundsätze des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson gründen sollte, von dem man erwartete, dass er die viel weitergehenden Forderungen der Alliierten, zumal der französischen Führung, würde eindämmen können. Diese deutsche Einschätzung war keinesfalls unbegründet, weil als Ergebnis des Notenwechsels die Vierzehn Punkte und die Position Wilsons als Grundlage der Friedenskonferenz von allen Akteuren anerkannt wurden. Vor diesem Hintergrund erschien der Waffenstillstand als situative Konzession im November, dessen Bedingungen man im Rahmen echter Verhandlungen revidieren könne, indem man die offenkundigen Interessengegensätze der Sieger ausnutzte. In dieser Logik glaubte man die Vorleistungen – von den Oktoberreformen über die Abschaffung der autokratischen Militärmonarchie bis zu den Waffenstillstandsbedingungen – für einen günstigen Friedensschluss einbringen zu können.

¹² Joachim Fest, *Hitler. Eine Biographie* (1973), 10. Aufl., Frankfurt/M. 1981, S. 113; Peter Graf Kielmannsegg, *Deutschland und der Erste Weltkrieg*, Frankfurt/M. 1968, S. 671 und 662–663; Erich Eyck, *Geschichte der Weimarer Republik*, Bd. 1, Zürich 1954, S. 45–50.

¹³ Leonhard, *Der überforderte Frieden*, S. 284–285.

Doch steckte in dieser Projektion eine mehrfache Fehleinschätzung der deutschen Politik. Denn die Fokussierung auf einen Rechtsfrieden unter Verzicht auf größere Gebietsverluste und erhebliche Reparationen verstärkte, gewollt oder ungewollt, den Eindruck, man habe den Krieg militärisch nicht verloren, könne sich auf Klauseln berufen, die beide Seiten quasi vertraglich banden und auf einen Friedensvertrag hoffen, der keine Sieger und Verlierer kannte. Die deutsche Interpretation der Vierzehn Punkte stilisierte Wilson zu einer Hoffnungsfigur und überschätzte seine effektive Handlungsfreiheit, die sowohl innerhalb der Siegermächte als auch inneramerikanisch bereits im November nicht mehr unumschränkt war. Die deutsche Haltung unterschätzte zudem die Wirkung des Krieges auf die Gesellschaften der Alliierten, das vor allem in Frankreich dominierende Gefühl der erlittenen Verwundung und anhaltenden Verwundbarkeit durch einen weiter existierenden deutschen Nationalstaat.

Es überschätzte aber auch die eigene Glaubwürdigkeit in den Augen der Alliierten und der Vereinigten Staaten. Weder war im November 1918 der Friedensschluss von Brest-Litowsk vom März 1918 vergessen, noch sprach das Verhalten der militärischen Führung in den letzten Wochen des Krieges für die Durchsetzungsfähigkeit der neuen zivilen Reichsleitung. Verhängnisvoll wirkte sich daher die chronologische Länge des deutsch-amerikanischen Notenwechsels von Oktober bis November 1918 aus. Denn während das Militär die Anstrengungen der Reichsleitung durch eigene Aktionen konterkarierte, katalysierte der sich über fünf Wochen hinziehende Austausch die Erosion des deutschen Kriegsstaates bis hin zur Ablösung der Monarchie, die am Ende als Hindernis auf dem Weg zum Frieden erschien und die Friedensbewegung von unten entscheidend politisierte. Während viele Deutsche darauf setzten, dass die Vorleistungen von den Siegern gewürdigt werden würden, band diese Konstellation die Revolution und die aus ihr hervorgegangene demokratische Republik an die Niederlage und den Weg nach Compiègne – und musste sie in dem Augenblick belasten, in dem der Charakter des Friedens unabwendbar wurde. So definierte der November 1918 die Fallhöhe für den Mai und Juni 1919. Das bildete die entscheidende Voraussetzung für die Wahrnehmung der Revolution und der Republik als etwas von außen Aufgezwungenes, als Fremdkörper und schuf den eigentlichen Nährboden für die Metapher des Dolchstoßes. Nicht das Verratsnarrativ war neu, sondern seine enorme Wirkung, die eine Nachfrage, ein Deutungsvakuum, voraussetzte.¹⁴

¹⁴ Leonhard, *Der überforderte Frieden*, S. 284–286.

Zugleich fühlte sich die politische Führung, zumal die Sozialdemokratie, von der Drohung einer deutschen Oktoberrevolution nach dem Muster der russischen Bolschewiki herausgefordert. Das Ergebnis waren die frühen Kompromisse mit Militär, Bürokratie und Arbeitgebern und eine Praxis der antirevolutionären Eindämmung, die das Terrain der Gegenrevolution bereitete und viele Linke bitter enttäuschte. Hier wurde exemplarisch die eigentümliche Dialektik der deutschen Revolution im November 1918 erkennbar. Sie spitzte den Konflikt zwischen dem Reformprogramm der Sozialdemokraten und den revolutionären Zielen der radikalen Linken zu. Dabei kam der Mehrheitssozialdemokratie zunächst eine sehr starke Position zu, zugleich jedoch agierten Ebert und Scheidemann auf einem schmalen Grad, der außen- wie innenpolitisch sehr begrenzt war. Sie fanden sich bald mit den Ansprüchen der Siegermächte konfrontiert und in Deutschland bedrängt von der radikalen Linken und enttäuschten Nationalisten, verbitterten Monarchisten und demobilisierten Offizieren. Erschienen sie in den Augen dieser Gruppen als Verkörperung des „Dolchstoßes“ und der Demütigung der Nation, so sahen die extremen Linken sie als „Arbeitverräter“ an, die der Gegenrevolution den Weg bereiteten.¹⁵

Der deutsche November 1918 spiegelte dramatisch einen Zusammenhang wider, der seit 1917 immer deutlicher hervorgetreten war, nämlich die Verknüpfung zwischen der Friedenssuche und der Reform des politischen Systems des Kaiserreichs. Das galt für die Friedensresolution des Reichstages im Sommer 1917 wie für die Hoffnung vieler Abgeordneter Anfang 1918 auf einen Friedensschluss in Osteuropa nach progressiven Prinzipien. Dass der November in eine demokratische Republik mündete und die Oktoberreformen mit der Parlamentarisierung der Monarchie revolutionär überholte, dokumentierte eine aus Friedenssehnsucht und Legitimationsdefizit entstandene Krise der überkommenen monarchischen Autorität. Sie erklärte den unhintergehbaren Zusammenhang der 72 Stunden zwischen dem 9. und 11. November 1918 in Deutschland.¹⁶

15 Andreas Wirsching, *Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg. Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918–1933/39*. Berlin und Paris im Vergleich, München 1999, S. 61.

16 Leonhard, *Der überforderte Frieden*, S. 284–286.

3 Zaubertinte im Spiegelsaal? Die Politik der Emotionen im Sommer 1919

Und dann? War das der Frieden? Was sich in Ernst Troeltschs „Traumland“ nach politischen und sozialen Friedensvisionen anhören mochte, beschrieb die Berliner Künstlerin Käthe Kollwitz am 6. Dezember 1918 in ihrem Tagebuch als dramatisches Nebeneinander von Krisensymptomen, denen die Deutschen allenfalls mit jener Mentalität des Durchhaltens begegnen konnten, die man sich während des Krieges hatte angewöhnen müssen: „Überhaupt die fürchterliche Zerrissenheit jetzt! Nord- und Süddeutschland fällt auseinander. Westdeutschland löst sich los vom Ganzen und ist von der Entente besetzt. Im deutschen Österreich Hungersnot und Kälte. Bei uns droht dasselbe in drei Monaten. Die Sozialdemokratie klafft in 3 Teile auseinander, die bürgerlichen Liberalen, die Konservativen verlangen die Nationalversammlung, die aber erst im Februar tagen soll. Bis dahin haben wir lang [sic!] die Entente im Land. Frieden – erklärt die Entente – macht sie nur mit Nichtsowjetregierung, und Lebensmittel kriegen wir auch nicht vorher. Ein wahres Chaos. Und man lebt von Tag zu Tag, als wäre man noch in Sicherheit. Der Krieg hat die Menschen wohl gelehrt, mit solcher Wurschtigkeit auch schrecklichen Ereignissen gegenüberzustehen. 4 Jahre Krieg, da wird man dickfellig.“¹⁷ Damit brachte sie die unmittelbaren Ängste vieler Deutscher auf den Punkt, die seit Anfang November von der möglichen territorialen Zerstückelung des Reiches über die anhaltende Versorgungskrise bis zur politischen Polarisierung der Linken reichten.¹⁸

Ganz anders die Perspektive des jungen britischen Diplomaten Harold Nicolson, der im Januar 1919 in Paris zur größten Friedenskonferenz eintraf, die die Welt je gesehen hatte. Schon bald empfand er die Größe der Stadt, die Theater, Konzerte und Museen, den Verkehr und ein hoch nervöses Publikum als Hindernis für die notwendige Konzentration, die doch alle brauchten, um sich der Architektur des Friedens widmen zu können: „Wir kamen uns vor wie Chirurgen, die eine Operation mitten im Ballsaal vornehmen sollten, mit allen Tanten und Anverwandten des Patienten ringsherum.“¹⁹

17 Käthe Kollwitz, *Die Tagebücher*, hg. von Jutta Bohnke-Kollwitz, Berlin 1989, 6. Dezember 1918, S. 387.

18 Leonhard, *Der überforderte Frieden*, S. 421–432.

19 Harold Nicolson, *Friedensmacher 1919* (engl. *Peacemaking 1919*, London 1933), 6. Aufl., Berlin 1934, S. 76–79.

Mehr als tausend Menschen waren am 28. Juni 1919 [zur Unterzeichnung des Versailler Vertrags] im Spiegelsaal des Königsschlosses anwesend, der in drei Zonen aufgeteilt war. An einem Ende drängelten sich die Vertreter der internationalen Presse, die aus der Zeremonie einen globalen Medienmoment machen sollten, am anderen saßen zum letzten Mal die internationalen Delegationen. In der Mitte befand sich eine „hufeisenförmige Tafel“ für die Repräsentanten der Entente und der Vereinigten Staaten – noch einmal die Hierarchie der Sieger betonend. Genau in der Mitte nahm der französische Premierminister Georges Clemenceau als Gastgeber und Vorsitzender der Friedenskonferenz Platz. Davor war, in den Worten Nicolsons, „wie eine Guillotine“, der Tisch platziert, „an dem die Unterzeichnung vor sich gehen soll“. Der Effekt der Menge erinnerte Nicolson an die Spannung des Publikums vor einem Konzert.²⁰

Vom Protokollchef der Friedenskonferenz, William Martin, wurden Hermann Müller und Johannes Bell, die offiziellen Vertreter des Deutschen Reiches, schließlich zu ihren offiziellen Plätzen in einer Ecke des Saales geleitet. Zwischen den Delegierten Japans und Uruguays nahmen sie Platz. Selbst dieser kurze Moment des 28. Juni 1919 war bis an die Grenze des Absurden symbolisch aufgeladen. In seinen Erinnerungen berichtete Hermann Müller von französischen Zeitungsartikeln, die sich vor der Zeremonie in allen Details ausmalten, „die Unterschriften mit einem besonderen Federhalter vollziehen zu lassen, den die elsass-lothringischen Verbände Frankreichs und der französischen Kolonien gestiftet hätten“. Müller stellte seine Reaktion als symbolische Selbstbehauptung auf einen letzten Versuch der Demütigung Deutschlands vor den Augen der Welt dar. So habe er seinen eigenen Füllfederhalter nach Versailles mitgebracht – anders als Johannes Bell, der „aus dem Hotel einen gewöhnlichen 5-Pfennig-Federhalter“ mitgenommen habe, „den er in Zeitungspapier rollte und in seine Gehrocktasche steckte. Er zog ihn erst heraus, als wir aufgerufen wurden und damit unterzeichnete er.“ Wie alle vorhergehenden direkten Treffen der Deutschen mit den Siegermächten war dieser Moment von der Nicht-Kommunikation geprägt, deren Konsequenz darin bestand, dass den geringsten Details und Gerüchten plötzlich eine enorme Bedeutung zugewiesen wurde. Müllers Bericht beleuchtete diese Eigendynamik, die in vielen französischen Zeitungen wiedergegeben wurde – allerdings in karikaturistischer Weise. So druckte

²⁰ Ebd., 28. Juni 1928, S. 350–352.

eine Pariser Zeitung eine Zeichnung mit der Unterschrift „Das letzte Manöver der Boches: Hermann Müller unterzeichnet mit Geheimtinte.“²¹

Etwas Grundlegendes unterschied die Verhandlungen in Paris ab Januar 1919 von früheren Friedenskonferenzen und Friedensverträgen der neueren Geschichte wie in Münster und Osnabrück 1648 oder in Wien 1815. Denn am 28. Juni 1919 kam es im Spiegelsaal zu einer Szene, die exemplarisch für die emotionale Aufladung der Friedensordnung durch moralische Implikationen von Schuld und Verantwortung stand. Bevor man die deutsche Delegation in den Saal führte, wurden fünf in ihren Gesichtern schwer verletzte französische Soldaten in der Nähe des Tisches platziert, an dem die deutschen Politiker ohne jede Aussprache die Dokumente zu unterzeichnen hatten. Der französische Premier Clemenceau unterstrich diese Geste noch, indem er den „cinq gueules cassés“ vor dem Eintritt der deutschen Delegation stumm die Hände schüttelte. Auf Hunderttausenden von Bildpostkarten sollten die fünf Soldaten nach dem Friedensschluss zum Symbol der französischen Kriegsoffer werden – sie gaben durch ihre entstellten Physiognomien dem Krieg erst recht ein Gesicht und erhöhten dadurch stellvertretend das Gewicht der Schuldfrage wie die Erwartungen an den Frieden.²²

Der Soziologe Niklas Luhmann hat in seinen Arbeiten die grundlegende Bedeutung von personaler Interaktion als Kommunikation unter Anwesenden herausgearbeitet. Danach geht von dieser direkten und konkreten Interaktion eine sozialisierende Wirkung aus: Die Erfahrung, an sozialen Gefügen teilzuhaben, bringt demnach verschiedene Handlungskompetenzen hervor, vor allem die Distanz zur eigenen Rolle sowie die Fähigkeit, sich zumindest teilweise in die Position des Gegenübers einzufühlen. Diese Empathiefähigkeit vermag der sich gegenseitig verstärkenden

²¹ Hermann Müller, Die Unterzeichnung, in: Victor Schiff, So war es in Versailles. Mit Beiträgen von Otto Landsberg, Hermann Müller und Friedrich Stampfer, Berlin 1929, S. 135–143, hier: S. 140; Leonhard, Der überforderte Frieden, S. 1024–1027.

²² Jules Laroche, Au Quai d'Orsay avec Briand et Poincaré, Paris 1957, S. 92–93; Sophie Delaporte, Les Gueules Cassées. Les blessés de la face de la Grande Guerre, Paris 1996, S. 161; Nicolas Beaupré, Das Trauma des großen Krieges 1918–1932/33, Darmstadt 2009, S. 53; Stéphane Audoin-Rouzeau, Die Delegation der ‚Gueules cassées‘ in Versailles am 28. Juni 1919, in: Gerd Krumeich (Hg.), Versailles 1919. Ziele – Wirkung – Wahrnehmung, Essen 2001, S. 280–287; Verena Steller, Diplomatie von Angesicht zu Angesicht. Diplomatische Handlungsformen in den deutsch-französischen Beziehungen, Paderborn 2011, S. 464–465; Leonhard, Der überforderte Frieden, S. 1032–1034.

Dynamik von Fremd- und Selbstbildern entgegenzuwirken.²³ Genau der Mangel an Empathie machte es in der historischen Situation der Friedenskonferenz unmöglich, die Spirale der sich gegenseitig verstärkenden, nach innen und außen hermetisch wirkenden Wahrnehmungsmuster zu durchbrechen – das verband das Frühjahr 1919 mit dem Sommer 1914.²⁴

4 „Friedenspreise wieder“: Der Streit um den Friedensvertrag und die Krisen der deutschen Republik

Gestempelt war der Frieden genau 2,5 Zentimeter hoch. Genau so groß waren die Buchstaben, mit denen der Ingenieur Nikolaus Andersen, der auf der Germania-Werft in Kiel arbeitete, das Wort in sein Tagebuch stempelte: „Sonabend, 28. Juni 1919. Immer noch stark bedeckt. Sieht nach Regen aus, Temperatur mehr zur milde [sic!] neigend [...] In Paris wird um 4 [Uhr] endlich der FRIEDE unterzeichnet von Müller und Dr. Bell. Einfache Zeremonie.“²⁵ Spiegelte Andersens private Eintragung die Erleichterung vieler Deutscher nach den langen Wochen höchster Anspannung wider, strahlte bei anderen aus dem Kontrast zur bedrückenden Gegenwart der idealisierte August 1914 umso heller. Harry Graf Kessler vermerkte in seinem Tagebuch am 4. August 1919 aus Berlin: „Heute vor fünf Jahren! ... Nur fünf Jahre! Und doch ein Jahrhundert, das zwischen damals und heute liegt: eine Weltepoche! Ich entsinne mich, dass wir uns scheuten, in Uniform über die Straße zu gehen, wegen der Ovationen, die wir lächerlich fanden.“²⁶

Bald dominierte der nach innen gewandte Hass auf die angeblichen Verräter, der die deutsche Gesellschaft und Politik spaltete. Die radikale Rechte machte aus dem Widerstand gegen die Bestimmungen des Friedensvertrags von Anfang an einen Kampf um die Ehre der Nation. Ihre Demütigung lastete man den Vertretern der Republik an, ob in Weimar beim Beschluss zur Annahme des Vertrags oder in

23 Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt/M. 1984, S. 560–573; Ders., *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Bd. 1, Frankfurt/M. 1998, S. 814–816.

24 Leonhard, *Der überforderte Frieden*, S. 1048–1049.

25 Nikolaus Andersen, *Tagebuch vom 28. Juni 1919*, in: Klaus Kuhl, *Kiel und die Revolution von 1918. Das Tagebuch eines Werftingenieurs, verfasst in den Jahren 1917–1919*, Edition und Textanalyse, Berlin 2018, S. 297.

26 Harry Graf Kessler, *Das Tagebuch (1880–1937)*, Bd. 7: 1919–1923, hg. von Angela Reinthal, Stuttgart 2007, 4. August 1919, S. 254.

Versailles bei der Unterzeichnung. Zahllose Publikationen und bildliche Darstellungen verunglimpften seit Juni 1919 die politische Führung der Republik als feige Erfüllungsgehilfen der Siegermächte. Im Entwurf einer „Anerkennungs-Urkunde für die zwei Unterschreiber des Schandfriedens“, entstanden nach dem 28. Juni 1919, waren die „Verräter“ Müller und Bell an ihrer rechten Hand an eine öffentliche Wand genagelt und wurden von einer wütenden Menschenmenge mit Steinen beworfen.²⁷

Dass die Empörung über den Versailler Vertrag keine integrative Wirkung entfaltete, erwies sich exemplarisch in den Debatten der Nationalversammlung. Seit dem Sommer 1917 war der Ausweg aus dem Weltkrieg unmittelbar mit der konstitutionellen Entwicklung des Deutschen Reiches verknüpft gewesen. Dieser Zusammenhang setzte sich nun noch einmal fort, als die Nationalversammlung im Juli zunächst den Friedensvertrag ratifizierte und dann die neue Verfassung verabschiedete. Elf Tage nach der Zeremonie im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles, am 9. Juli, wurde der Friedensvertrag von der Nationalversammlung mit 208 Stimmen aus Zentrum, SPD und USPD gegen 116 Stimmen der DDP, DVP und DNVP ratifiziert. Das bürgerlich-liberale Lager wies damit jenen Parteien die Verantwortung für die Beendigung des Krieges zu, die nach 1871 immer wieder als „innere Reichsfeinde“ stigmatisiert worden waren. Vor der Verabschiedung der Verfassung am 31. Juli kam es am 25. Juli zu einer aufsehenerregenden Debatte, die sich um die Schuldfrage drehte.²⁸

Nachdem Albrecht von Graefe als Sprecher der DNVP den Regierungsparteien vorgeworfen hatte, das Reich seit 1917 systematisch in den Untergang getrieben zu haben, reagierte Erzberger mit einer bemerkenswerten Rede, in der er das Grundproblem Deutschlands in der unkontrollierten Machtfülle des Militärs erkannte. Militärführung und Regierung hätten sich bereits 1917 geweigert, die von der Reichstagsmehrheit geforderte Friedenspolitik umzusetzen, stattdessen mit hohem Risiko auf einen Siegfrieden gesetzt und am Ende alles verloren: „Deutschland hatte ja vier Jahre überhaupt keine politische Regierung, sondern eine Militärdiktatur.“

27 *Der Erste Weltkrieg in 100 Objekten*, hg. von der Stiftung Deutsches Historisches Museum, Darmstadt 2014, S. 218; Leonhard, *Der überforderte Frieden*, S. 1212–1213.

28 Wilhelm Ribhegge, *Die Weimarer Nationalversammlung 1919 als Ort der Erinnerung*, in: Michael Schultheß und Julia Roßberg (Hg.), *Weimar und die Republik. Geburtsstunde eines demokratischen Deutschlands*, Weimar 2009, S. 39–70, hier: S. 62.

Das ist das Unglück des deutschen Volkes, dass es die Militärs allein herrschen und die Politik der ruhigen Vernunft und der sachlichen Erwägung nicht zu Worte kommen ließ. Es herrschte geradezu ein System in Deutschland, das in dem Moment, wo die Politik sich einmal vorwagte, es immer die allmächtigen Militärs waren, die gegen diese schwache Politik auftraten. Das ist die tiefste Wurzel der gegenwärtigen Revolution, das ist ihr tiefster Untergrund.“ Daher hätten in letzter Konsequenz diejenigen den Krieg verloren, „welche den handgreiflichsten Möglichkeiten eines maßvollen und würdigen Friedens immer wieder einen unvernünftigen, trotzig und verbrecherischen Eigensinn entgegenstellten. Sie haben mit ihren Agitationen und Machtmitteln den Krieg verloren, weil Sie den Frieden, wo er dem deutschen Volke noch erträglich schien, leichtsinnig weggeworfen haben.“ Den jetzigen Frieden habe man akzeptieren müssen, weil „Sie den Frieden, als es noch Zeit war, zurückgewiesen und zu Boden gestampft haben, den Frieden, den Ausgleich, der die alten Grenzen des Reichs aufrecht erhalten sollte, abgelehnt haben“. Die Parteien der Regierung hätten durch den Waffenstillstand und den Frieden daher für die Schuld der anderen gebüßt. „Diese Schuld“, so stellte Erzberger unter dem stürmischen Beifall des Zentrums und der SPD fest, „werden Sie niemals los, und wenn Sie hundertmal ihre Hände durch ein ‚Nein‘ in Unschuld waschen.“²⁹

Zwischen der Wahrnehmung des Versailler Friedensvertrags durch die Deutschen und der Substanz der Bedingungen, zwischen Emotionalisierung und Schuldkomplex auf der einen und veränderten Handlungsbedingungen auf der anderen Seite musste man genau unterscheiden. Die materiellen Bedingungen des Vertrags waren ohne Zweifel hart, doch sie stellten weder die territoriale Integrität des Reiches in Frage, noch zerstörten sie von vornherein die ökonomische Potenz Deutschlands.³⁰ Die maritimen Kolonien hatten große symbolische Bedeutung für die weltpolitischen Ansprüche des Kaiserreiches besessen, doch ihre ökonomische Bedeutung war begrenzt gewesen. Mit der Abtretung Nordschleswigs an Dänemark und des Reichslandes Elsass-Lothringen an Frankreich hatten die meisten Deutschen nach dem November 1918 gerechnet. Schwerer wogen die an Polen verlorenen Territorien und die Besetzung des Rheinlands, während die mehrheitlich deutsch bewohnten

29 Eduard Heilfron (Hg.), Die Deutsche Nationalversammlung im Jahre 1919 in ihrer Arbeit für den Aufbau des neuen deutschen Volksstaates, 9 Bde., Berlin 1919–1920, hier: Bd. 7, S. 163 und S. 196–197; Leonhard, Der überforderte Frieden, S. 1215–1216.

30 Detlev Julio Peuckert, Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne, Frankfurt/M. 1987, S. 52–57.

kleinen Kunststaaten unter Verwaltung des Völkerbundes in Danzig, im Memelgebiet und an der Saar konfliktträchtige Provisorien darstellten.³¹

In Osteuropa bot das Ende der drei Großreiche und die Entstehung neuer Klein- und Mittelstaaten mit großen Minderheiten die mittel- und langfristige Chance, die deutsche Position durch eine entsprechende Wirtschafts- und Kulturpolitik auszubauen, zumal sich erst erweisen musste, ob aus dem „cordon sanitaire“ der ostmitteleuropäischen Staaten eine stabile französische Machtstellung erwachsen würde.³² Doch diese Chancen wurden damals kaum erkannt. Vorherrschend war in diesem Sommer ein anderer Eindruck. Als Ernst Troeltsch im Juli 1919 diagnostizierte, dass das „Traumland der Waffenstillstandsperiode, wo jeder sich ohne die Bedingungen und realen Schlussfolgerungen des bevorstehenden Friedens die Zukunft phantastisch, pessimistisch oder heroisch ausmalen konnte“, nunmehr „geschlossen“ sei, fiel seine außenpolitische Bilanz denkbar pessimistisch aus: „Frankreich wird der kontinentale Verwalter Englands sein. Der Völkerbund, der wie jeder Völkerbund einer beherrschenden Macht bedarf, ist das angelsächsische Weltregiment, das die beiden großen Nationen trotz scharfer Gegensätze doch durchführen werden. Damit ist das Ende der modernen Geschichte doch ähnlich dem der alten. Auch Rom war ein Völkerbund, und unser Völkerbund wird die englische Weltherrschaft sein. Zugleich ist dieses angelsächsische Imperium der Sieg des angelsächsischen Individualismus [...] Die europäischen Völker werden zweisprachig werden, für die Welt englisch reden und schreiben müssen und für ihre Privatzwecke ihre alten Sprachen wie Dialekte weiter benutzen.“ Es sei sicher, „dass jetzt für uns die Weltmacht-politik auf lange Zeit und wohl überhaupt zu Ende ist“. Gebe es Hilfe, so liege sie „vorerst in Arbeit und Ordnung, diesen beiden ‚philiströsen‘, aber schlechtweg notwendigen Dingen, und dann in einer sittlichen und geistigen Erneuerung von Grund aus und in allen Klassen, Ständen, Parteien und Gruppen“.³³

Zunächst setzte im Januar 1920 für die deutsche Republik eine krisenhafte Phase ein, die innenpolitisch von den Hypotheken der Revolution bestimmt war und in der gleichzeitig die ungelösten Probleme der Friedenskonferenz mit großer Wucht zurückkehrten; zudem verschränkten sich beide Ebenen immer wieder und

31 Andreas Kossert, Ostpreußen. Geschichte und Mythos, 5. Aufl., München 2005, S. 267–273.

32 Peuckert, Weimarer Republik, S. 54–56.

33 Troeltsch, Nach der Entscheidung (Juli 1919), S. 130–131; Leonhard, Der überforderte Frieden, S. 1221–1223.

verstärkten sich gegenseitig. Zur zweiten Runde im Ringen um die Nachkriegsordnung trug entscheidend bei, dass Sieger wie Besiegte aus unterschiedlichen Motiven eine Revision der Friedensbedingungen anstrebten und damit den fragilen Charakter zahlreicher in Paris gefundener Kompromisse unterstrichen.

Bereits am 8. Mai 1919 hatte Kurt Tucholsky in der „Weltbühne“ geschrieben: „Wir haben in Deutschland keine Revolution gehabt – aber wir haben eine Gegenrevolution.“³⁴ Tatsächlich gewannen gegenrevolutionäre Kräfte nach dem Juni 1919 noch einmal erheblich an Stärke, nachdem sie bereits durch den Einsatz von Freikorps die Übergangsphase direkt nach dem 11. November, die Krise um die Jahreswende 1918/19 und im Frühjahr die Niederschlagung der Münchner Räterepublik bestimmt hatten. Die Unterzeichnung des Versailler Vertrags verstärkte die Polemik gegen die Ergebnisse der Revolution und die Wirkung der Dolchstoßlegende, weil man alle verhassten Konsequenzen des 9. und 11. November 1918 wie des 28. Juni 1919 der Republik anlasten konnte. Das prägte die kritische Phase der Republik vom Kapp-Putsch im März 1920 bis zum Hitler-Putsch im November 1923.

Ende 1919 war John Maynard Keynes Buch „The Economic Consequences of Peace“ erschienen, das nicht nur in Deutschland innerhalb kürzester Zeit zum Bestseller avancierte und zu einer wirtschaftspolitischen Blaupause für die Kritik am Versailler Friedensvertrag wurde.³⁵ Darin kritisierte Keynes mit einem britischen Blick auf Kontinentaleuropa die überzogenen Forderungen zumal Frankreichs gegenüber Deutschland und argumentierte, dass eine anglo-amerikanische Wirtschaftsvereinbarung notwendig gewesen wäre; doch die amerikanische Delegation sei ohne ein solches Konzept nach Paris gekommen. Neben die Reduzierung der Forderungen an Deutschland müsse zugleich eine Verringerung der interalliierten Schulden treten. Allerdings verschleierte der Erfolg des Buches, dass Keynes Konzepte vorschlug, die im Prinzip bereits von Finanzfachleuten auf der Friedenskonferenz vertreten

34 Ignaz Wrobel [i.e. Kurt Tucholsky], Preußische Studenten, in: Die Weltbühne 15 (1919), S. 532–526, zitiert nach: Peukert, Weimarer Republik, S. 76.

35 John Maynard Keynes, The Economic Consequences of the Peace, London 1919, (deutsch: Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages, München 1920); Peter, M., John Maynard Keynes und die britische Deutschlandpolitik. Machtanspruch und ökonomische Realität im Zeitalter der Weltkriege 1919–1946, München 1997, S. 29–31; D. Petzina, Is Germany Prosperous? Die Reparationsfrage in der Diskussion angelsächsischer Experten zwischen 1918 und 1925, in: Chr. Buchheim et al. (Hg.), Zerrissene Zwischenkriegszeit. Wirtschaftshistorische Beiträge. Knut Borchard zum 65. Geburtstag, Baden-Baden 1994, S. 241–262.

worden waren. Gerade französische Experten hatten früh Konzessionen im Gegenzug für die Reduzierung der interalliierten Schulden ins Gespräch gebracht. Doch am Ende hatte die Regierung in Washington alle diese Vorschläge blockiert. Auch das von Keynes geforderte internationale Kreditkonsortium, das ein Darlehen in Höhe von einer Milliarde Dollar aufbringen sollte, kam nicht zustande. Zwei Jahre später richtete Keynes in seinem Buch „A Revision of the Treaty“ seine Kritik explizit an die Adresse der Vereinigten Staaten und warf ihnen vor, einen wirtschaftlichen Masterplan für die Nachkriegszeit verhindert zu haben, wie er nach 1945 mit dem Marshall-Plan entwickelt werden sollte.³⁶

Als im November 1923 der dilettantische Putsch Adolf Hitlers in München niedergeschlagen wurde und die letzte Welle von Separatisten-Aufständen im Rheinland und kommunistischer Revolten in Mitteldeutschland und Hamburg auslief, hatte die Republik ihre bislang schwerste Krise überwunden. Das Jahr 1923 bewies, dass es trotz mehrfacher Belastung keine per se aussichtslose Situation gab. Ohne Zweifel stellten der Versailler Friedensvertrag und der lange Kampf um die Umsetzung seiner Bestimmungen eine massive Belastung für die Legitimität der Republik dar, und ein moderater Friedensschluss hätte für die erste deutsche Demokratie eine bessere Ausgangsposition für die Krisenphase ab 1928 bedeutet. Aber Adolf Hitlers Machtergreifung allein mit dem Versailler Vertrag zu erklären, verzerrt das Bild. Wenn der Grund für das Scheitern der Weimarer Republik primär im Friedensschluss von Versailles gelegen hätte, dann hätte die erste deutsche Demokratie das Jahr 1923 kaum überleben dürfen. Was 1923 von 1933 unterschied, war vor allem das Fehlen einer mehrheitsfähigen Systemalternative, die weder auf der radikalen Linken noch auf der radikalen Rechten existierte. Die Angst vor einer Besetzung des gesamten Reichsgebietes durch französische Truppen war auf der Seite der radikalen Rechten und der Reichswehr am Ende größer als ihre Bereitschaft, einen erneuten Putsch zu unternehmen. Nur die radikalen Gruppen um die NSDAP waren zu diesem Risiko bereit, aber der Ausgang des 9. November 1923 in München unterstrich

36 Jost Dülffer, Die französische Deutschlandpolitik nach dem Ersten Weltkrieg, in: Archiv für Sozialgeschichte 21 (1981), S. 593–601, hier: S. 594; Jacques Bariéty, Deutschland, Frankreich und das Europa von Versailles, in: Karl Otmar von Aretin et al. (Hg.), Das deutsche Problem in der neueren Geschichte, München 1997, S. 59–74, hier: S. 65–67; Adam Tooze, Sintflut. Die Neuordnung der Welt 1916–1931 (engl. 2014), München 2015, S. 365–371; Alan Sharp, The Versailles Settlement. Peacemaking After the First World War, 1919–1923, 2. Aufl., New York/NY 2008, S. 205–206.

deren Minderheitenposition. Demgegenüber hatten die letzten Aufstandsversuche der radikalen Linken 1921 und 1923 bewiesen, dass es keine Massenbasis mehr gab, die im Ruhrkampf 1920 noch Zehntausende mobilisiert hatte.³⁷

Am Ende des Krisenjahres 1923 und nach einer fast ununterbrochenen inneren und äußeren Belagerung der deutschen Republik seit dem 9. November 1918 erlebte der 16-jährige Sebastian Haffner den Berliner Weihnachtsmarkt. Die Menschen kauften wieder Dinge für wenige Pfennige, die vor kurzem noch Millionen und Milliarden gekostet hatten: „Alles kostete zehn Pfennige und jeder kaufte Klappern, Marzipantiere und sonstiges kindisches Zeug, nur um sich zu beweisen, dass man wieder etwas für zehn Pfennige kaufen konnte. Vielleicht auch um das letzte Jahr, die ganzen letzten zehn Jahre, zu vergessen und sich wieder wie ein Kind zu fühlen.“ Erst jetzt, fünf Jahre nach dem Ende des Weltkrieges, stellte sich ein Gefühl des Friedens ein, dem man bei allen Belastungen vielleicht doch trauen konnte. Was für die Preise nach der Hyperinflation galt, schien ein Signum für die Zeit: „An allen Ständen hingen Plakate: ‚Friedenspreise wieder‘. Zum ersten Mal sah es wirklich nach Frieden aus.“³⁸

5 Der Preis des Friedens: Bedrohungen und Aufbrüche

Der Frieden hatte einen hohen Preis. Dass viele der Personen, die den Krieg überlebt hatten, den Frieden nicht überlebten, gibt einen Eindruck von der persönlichen Erschöpfung, der physischen Belastung und dem Hass, der aus den Friedensschlüssen erwuchs. Woodrow Wilson starb an den Spätfolgen eines Schlaganfalls, als er auf einer großangelegten Werbetour durch die Vereinigten Staaten die amerikanische Bevölkerung für den Versailler Vertrag und die Völkerbundakte gewinnen wollte, am Ende vergeblich – ein Charismatiker, überzeugt von seiner Mission und ebenso kompromisslos gegenüber seinen Kritikern wie gegenüber sich selbst und seinen Kräften.³⁹

³⁷ Ulrich Herbert, *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*, München 2014, S. 211–212.

³⁸ Sebastian Haffner, *Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914–1933*, 3. Aufl., München 2004, S. 68; Leonhard, *Der überforderte Frieden*, S. 1224–1225, 1227–1228 und 1235–1236.

³⁹ Manfred Berg, *Woodrow Wilson. Amerika und die Neuordnung der Welt*, München 2017, S. 216–217; John Milton Cooper, *Woodrow Wilson. A Biography*, New York/NY 2011, S. 579–599.

Was man Hermann Müller und Johannes Bell, den beiden Vertretern Deutschlands, die den Friedensvertrag im Spiegelsaal von Versailles unterschrieben hatten, nach dem 28. Juni 1919 androhte, erlitt der bulgarische Ministerpräsident Aleksandar Stambolijski, Führer des einflussreichen „Bulgarischen Bauernvolksbundes“. Nachdem er für sein Land den Friedensvertrag von Neuilly unterzeichnet hatte und sich öffentlich von der Idee distanzierte, alle „Bulgaren“ in einem Nationalstaat zu vereinen, wurde er in den Augen von nationalistischen Anhängern der „Inneren Mazedonischen Revolutionären Organisation“ zum Verräter. Ein von ihnen im Juni 1923 unterstützter Staatsstreich gegen seine Regierung führte zu bürgerkriegsähnlicher Gewalt. Stambolijski selbst wurde von Mitgliedern der Organisation gefangenengenommen, brutal gefoltert und ermordet. Seine Hände wurden abgetrennt, der Kopf in einer Keksdose in die Hauptstadt übersandt.⁴⁰

Vielen deutschen Zeitgenossen erschienen die Erlebnisse von 1918/19 als traumatischer Bezugspunkt, der die eigene Biographie mit der Geschichte ihrer Nation verknüpfte. Kurz vor seinem Tod bekannte Ulrich von Brockdorff-Rantzau, was der Ausgang der Friedenskonferenz für ihn persönlich bedeutete: „Man hat mir alles zerschlagen – ich bin ja schon in Versailles gestorben“. Für den Feldmarschall und Reichspräsidenten Paul von Hindenburg blieb der Herbst 1918 das negative Vexierbild zum 18. Januar 1871, den er als junger Adjutant im Spiegelsaal von Versailles erlebt hatte. Glaubt man den Erinnerungen seines Leibarztes Ferdinand Sauerbruch, dann spielten die letzten halbawachen Momente Hindenburgs vor seinem Tod im November 1918.⁴¹

⁴⁰ Robert Gerwarth, *Die Besiegten. Das blutige Erbe des Ersten Weltkriegs* (2016), München 2017, S. 196; Richard J. Crampton, *Aleksandăr Stambolijski. Bulgaria*, London 2009, S. 113; Michael Portmann, *Politische Geschichte Südosteuropas von 1918 bis 1945*, in: Konrad Chlewing und Oliver Jens Schmitt (Hg.), *Geschichte Südosteuropas. Vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart*, Regensburg 2011, S. 554–596, hier: S. 569; Richard J. Crampton, *Bulgaria*, Oxford, 2007, S. 224–239.

⁴¹ Zitiert nach: Leo Haupt, *Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau*, Göttingen 1984, S. 102; Peter Krüger, *Versailles. Deutsche Außenpolitik zwischen Revisionismus und Friedenssicherung*, München 1986, S. 44; Ferdinand Sauerbruch, *Das war mein Leben*, Berlin 1951, S. 419–420; dagegen Wolfram Pyta, *Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler*, 3. Aufl., München 2007, S. 836; Martin Kohlrausch, *Der Monarch im Skandal. Die Logik der Massenmedien und die Transformation der wilhelminischen Monarchie*, Berlin 2005, S. 432; Christopher Clark, *Das Erbe der Monarchie*, in: Thomas Biskup und Martin Kohlrausch (Hg.), *Das Erbe der Monarchie. Nachwirkungen einer deutschen Institution seit 1918*, Frankfurt/M. 2008, S. 310–319, hier: S. 312.

Einen hohen Preis zahlten diejenigen, die von den radikalen Rechten als „Erfüllungspolitiker“ stigmatisiert wurden, die Deutschland angeblich den Siegern ausgeliefert hätten, ganz so, als ließe sich an ihnen die Schuld der Republik für Niederlage, Revolution und Friedensvertrag personalisieren. Als Matthias Erzberger am 26. August 1921 und Walther Rathenau ein Jahr später am 24. Juni 1922 Terrorattentaten zum Opfer fielen, verlor die Republik zwei ihrer prägenden Persönlichkeiten. Selbst der frühe Tod von Friedrich Ebert im Sommer 1925 und der von Gustav Stresemann am 3. Oktober 1929 wirkten aus dieser Perspektive wie ein Menetekel – denn beide ignorierten körperliche Warnzeichen, weil sie glaubten, in den politischen Konflikten der Republik persönlich präsent bleiben zu müssen, die immer wieder auf 1918 und 1919 zurückwiesen. Ebert war 1925 in einen Beleidigungsprozess verwickelt, in dem das Gericht die Aussage, er habe während des Januarstreiks 1918 Landesverrat begangen, als strafrechtlich zutreffend bezeichnete. Um sich in der Öffentlichkeit gegen diesen Vorwurf zu verteidigen, verschob er die Behandlung einer akuten Blinddarmentzündung, bis es zu spät war und er am 28. Februar 1925 während der Operation starb. Auch Stresemanns Einsatz bis zur Erschöpfung hatte mit der Erfahrung von 1918/19 zu tun, dass sich jederzeit eine neue Krise entwickeln konnte, also mit der fehlenden Erwartungssicherheit, die sich bei aller politischen Stabilisierung auch nach 1923 nicht einstellte.⁴²

Politischer Aufbruch und Auflösung, ein neues Politikmodell im Zeichen der politischen und sozialen Demokratie und zugleich vielfältige Bedrohungsgefühle angesichts ideologischer Extreme und der Massendemokratie: Diese gegenläufigen Leit-motive konturierten die Offenheit des historischen Moments nach 1918, die sich nicht auf den Untergang von Liberalismus und die Erosion der Demokratie, nicht auf das suggestive Bild eines „verlassenen Tempels“ reduzieren ließ, nach dem die 1918 noch triumphierende Demokratie zwanzig Jahre später als Auslaufmodell galt. Der Fokus auf Verfassungen und Parlamente und die Vernachlässigung sozialer Verantwortung nach 1918 schien aus dieser kritischen Perspektive wie der Ausweis einer

42 Jörg von Uthmann, *Attentat. Mord mit gutem Gewissen*, Berlin 2001, S. 119–124; Martin Sabrow, *Der Rathenau-Mord. Rekonstruktion einer Verschwörung gegen die Republik von Weimar*, München 1994, S. 86–103; Heinrich August Winkler, *Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik. 1924 bis 1930*, Berlin 1985, S. 229; Kurt Koszyk, *Gustav Stresemann. Der kaisertreue Demokrat. Eine Biographie*, Köln 1989, S. 212–213; Jonathan Wright, *Gustav Stresemann. Weimar's Greatest Statesman*, Oxford 2002, S. 489–491; Leonhard, *Der überforderte Frieden*, S. 1254–1256.

Ideologie aus dem 19. Jahrhundert, die den neuen Herausforderungen nach dem Weltkrieg langfristig nicht mehr gewachsen war.⁴³

Was der Liberalismus nach 1918 einbüßte, war der für das 19. Jahrhundert so charakteristische Anspruch, einen humanen Fortschritt und die Zukunft der Geschichte zu verkörpern. Die Begeisterung für Expresszüge, Rennwagen, Luftschiffe und Flugzeuge, der Kult um Geschwindigkeit und Raumüberwindung, verstärkten den Glauben an die Planbarkeit des Fortschritts. Aber diese Fortschrittsidee war nicht mehr unbedingt liberal. Vor allem begannen sich nach 1918 überkommene und festgefügte Passungen aufzulösen, und scheinbar hermetische ideologische Gehäuse wurden durchlässiger. Das zeigte sich in der Weltwirtschaftskrise am Ende der 1920er-Jahre, mit der Kapitalismus und Demokratie unmittelbar herausgefordert wurden. Die Antworten des amerikanischen New Deal, der italienischen Faschisten, des deutschen Nationalsozialismus und am Ende des Zweiten Weltkriegs die britische Variante des egalitären Wohlfahrtsstaates mochten ideologisch und in der Praxis sehr unterschiedlich sein, aber die Ausgangsfragen wiesen große Ähnlichkeit auf, die sich aus den Erfahrungen des langen Nachkriegs ergaben.⁴⁴

Trotz der entfernten Verwandtschaft der Herausforderungen und Instrumente wurde 1933 zum Jahr radikal unterschiedlicher Antworten auf die Fundamental-

43 Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München 1995, S. 143; Mark Mazower, *Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert* (engl. 1998), Berlin 2000, S. 17–67; Tooze, *Sintflut*, S. 27–43; Andreas Orzoff, *Interwar Democracy and the League of Nations*, in: Nicholas Doumanis (Hg.), *The Oxford Handbook of European History, 1914–1945*, Oxford 2016, S. 261–281, hier: S. 262; Anselm Doering-Manteuffel, *Das schwarze Jahrhundert und sein „Goldenes Zeitalter“*. Eric Hobsbawms Deutung der Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: *Neue Politische Literatur* 42 (1997), S. 365–377; Moritz Föllmer und Rüdiger Graf (Hg.), *Die „Krise“ der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters*, Frankfurt/M. 2005.

44 Dieter Langewiesche, *Liberalismus und Bürgertum in Europa*, in: Jürgen Kocka (Hg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich*, Bd. 3, München 1988, S. 360–394, hier: S. 387; Anselm Doering-Manteuffel, *Mensch, Maschine, Zeit. Fortschrittsbewusstsein und Kulturkritik im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts*, in: *Jahrbuch des Historischen Kollegs* 2003, München 2004, S. 91–119; Wolfgang Schivelbusch, *Entfernte Verwandtschaft. Faschismus, Nationalsozialismus, New Deal 1933–1939*, München 2005; Howard Brick, *Transcending Capitalism. Visions of a New Society in Modern American Thought*, Ithaca/NY 2006; José Harris, *Einige Aspekte der britischen Sozialpolitik während des Zweiten Weltkriegs*, in: Wolfgang J. Mommsen und Wolfgang Mock (Hg.), *Die Entstehung des Wohlfahrtsstaates in Großbritannien 1850–1950*, Stuttgart 1982, S. 255–270.

krise von Demokratie und Kapitalismus, die Adolf Hitler und der neugewählte amerikanische Präsident Franklin Delano Roosevelt verkörperten. Roosevelt hielt seine Inaugurationsrede am 4. März 1933, genau einen Tag vor dem Wahlsieg Hitlers in Deutschland. Der bekannteste protestantische Intellektuelle der Vereinigten Staaten, Reinhold Niebuhr, hatte Anfang der 1930er-Jahre befürchtet, die amerikanische Demokratie werde vielleicht nicht überleben, denn ein „ein sterbender Kapitalismus“ stehe nun „unter dem Zwang, die Demokratie abzuschaffen oder einzuschränken“. Doch Roosevelts Reform von Kapitalismus und Demokratie, global ausgerichtet und nicht mehr national fixiert, verband politische Partizipation und soziale Gerechtigkeit mit einem starken, interventionsbereiten Staat sowie einer Absage an die radikal wirtschaftsliberale Ideologie der „unsichtbaren Hand“. Der Amtsantritt Roosevelts und der Beginn des New Deal bewiesen, dass es keinen geraden Weg von Versailles und dem Scheitern des „Wilsonian Moment“ in die Katastrophe gab. Aus dem langen Nachkrieg bis 1923 gingen vielfach belastete Staaten und Gesellschaften hervor, aber ihr Untergang war keinesfalls unausweichlich. Die Neuformulierung eines liberalen Paradigmas, das mehr war als die Verteidigung liberaler Traditionsbestandteile, blieb möglich.⁴⁵

Fünf Jahre nach dem Krisenjahr 1923 blickte der Journalist, Pazifist und Herausgeber der Zeitschrift „Die Weltbühne“, Carl von Ossietzky, auf die ersten zehn Jahre der deutschen Republik zurück. Er täuschte sich nicht über die Belastungen, doch erkannte er vor allem strukturelle Vorteile, die sich aus dem langen Nachkrieg für Deutschland ergeben hätten: „Deutschland ist jetzt zehn Jahre Republik, und diese neue Staatsform hat das Land aus seiner größten Katastrophe gerettet und vor Zertrümmerung bewahrt. Ein von der Dynastie unterzeichneter Friede hätte wahrscheinlich dazu geführt, dass sich die süddeutschen Potentaten, ihre Unschuld am Kriege sanft betuernd, nach irgendwo hin verfügt hätten, so wie es Bayern auch als angeblicher Volksstaat versucht hatte. Der Verband des Reiches wäre auf alle Fälle gesprengt worden.“ Zwar habe Deutschland „Gebiete verloren, es muss schwere Reparationen leisten, und noch ist ein Stück Rheinufer besetzt. Dafür aber ist es aus der Sphäre des Imperialismus heraus.“ Was, so fragte Ossietzky schließlich, wäre geworden, wenn sich die Kriegerkaste um Ludendorff am Ende durchgesetzt hätte?

45 Zitiert nach: Tim B. Müller, *Nach dem Ersten Weltkrieg. Lebensversuche moderner Demokratien*, Hamburg 2014, S. 127; Ira Katznelson, *Fear Itself. The New Deal and the Origins of Our Time*, New York/NY 2013, S. 118–123; Kiran Klaus Patel, *The New Deal. A Global History*, Princeton/NJ 2016, S. 261–300; Müller, *Nach dem Ersten Weltkrieg*, S. 124–133.

„Dann wäre bis heute noch kein Frieden in der Welt gewesen, jeder erwachsene Deutsche einerlei welchen Geschlechts, würde draußen in der Welt günstigstenfalls Etappendienst machen und aufpassen, ob die von den Alldeutschen geschmiedeten Ketten auch richtig sitzen; alle Deutschen wären nach zehn Jahren noch immer unterwegs, und im Land wäre nichts als – die Zentrale für Heimatdienst. Zur Abwicklung.“⁴⁶

6 Im Waggon: 1918/19, 1940 und die Politik der Geschichte

Ganz zu Anfang und ganz am Ende: Eisenbahnen. Während auf einer Waldlichtung im nordfranzösischen Compiègne auf einem abgeschotteten Nebengleis die Verhandlungen über einen Waffenstillstand mit den deutschen Delegierten im Eisenbahnwaggon mit der Reihenummer 2419 D der „Compagnie Internationale des Wagons-Lits“ stattfanden, lief der Zugtransport von Menschen und Material an die Front weiter, wurde weiter geschossen, starben bis in die letzten Minuten vor 11 Uhr am 11. November 1918 weitere Soldaten. So endete der Krieg, wie er begonnen hatte: mit Eisenbahnen und in Eisenbahnen, und steckte darin nicht eine unfreiwillige Symbolik dieser 52 Monate Krieg? Lokomotiven und Züge verkörperten die Aufbrüche des 19. Jahrhunderts: die Dynamik des technischen Fortschritts, der industriellen Massenproduktion, der Leistungsfähigkeit moderner Gesellschaften. Sie brachten Gesellschaften in Bewegung, und sie erschlossen Räume. Sie bildeten eine Infrastruktur, die mit ganz neuen Wahrnehmungen verbunden war. Mit der Beschleunigung schienen die Distanzen zu schrumpfen.⁴⁷

Eisenbahnen begleiteten den Krieg von Anfang an. Neben Militär und Bürokratie verkörperten sie als Staatsunternehmen einen Anspruch auf Planbarkeit, Berechenbarkeit und Effizienz. Über die 1911 neu eingeweihte Hohenzollernbrücke in Köln war vom 2. bis 18. August 1914 im Durchschnitt alle zehn Minuten ein Zug mit Soldaten und Material gerollt. Auch die Umbrüche seit 1917 waren ohne Eisenbahnen undenkbar. Die Reise Lenins von Zürich nach Russland im Frühjahr 1917

46 Carl von Ossietzky, *Deutschland ist ...*, in: *Die Weltbühne* 7 (1928), S. 689–691; Karl-Egon Lönne (Hg.), *Die Weimarer Republik 1918–1933*, Darmstadt 2002, S. 306–308; Leonhard, *Der überforderte Frieden*, S. 1237–1253.

47 Jörn Leonhard und Ulrike von Hirschhausen, *Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert*, 2. Aufl., Göttingen 2010, S. 9 und 45–46.

erfolgte in einem verplombten deutschen Eisenbahnwagen. Die ersten Fotografien von ernsthaften Friedensverhandlungen zeigen die Ankunft der Delegationen in Zügen auf den Bahngleisen von Brest-Litowsk. Und während im November 1918 in den Waggons auf der Lichtung von Rethondes bei Compiègne von der deutschen Delegation der Waffenstillstandsvertrag unterschrieben wurde, fuhr der glänzende, weiß-goldene Hofzug des letzten Hohenzollernkaisers unter lautstarken Protesten der Bevölkerung in Richtung seines Exils in Holland. Als Wilhelm II. auf dem Bahnhof von Eijsden auf die Weiterfahrt wartete, schien er wie ein Kaiser, der aus der Zeit gefallen war, konfrontiert mit der plötzlichen Ortlosigkeit der Monarchie. Melancholisch erlebte der Schriftsteller Stefan Zweig im Frühjahr 1919 auf einem Schweizer Grenzbahnhof bei seiner Einreise nach Österreich den Übergang des letzten Habsburgers Karl ins Exil. Sein Salonzug mit den breiten, schwarzen Waggons wirkte auf ihn wie der Totenzug einer unwiderrufflich vergangenen Ordnung.⁴⁸

Auf dem Weg zu den Friedensverträgen blieben Eisenbahnen präsent: Die Treffen der Waffenstillstandskommissionen Anfang 1919 zur vereinbarten Verlängerung des Waffenstillstandes fanden in Eisenbahnwaggons in Trier statt. Und die Fahrt der deutschen Delegation nach Versailles Ende April führte mit Bedacht und von den französischen Behörden bewusst verzögert durch das Frontgebiet, um dem Gegner die Verwüstungen des Krieges unmittelbar vorzuführen. Was in Versailles schließlich am 28. Juni 1919 im Spiegelsaal des Königsschlusses vollzogen wurde und allenfalls in der Äußerlichkeit eines militärischen Ehrengelichts der deutschen Delegation, der Kleidung der Diplomaten oder der Siegel unter den Friedensverträgen die Sprache einer überkommenen Diplomatie andeutete, das blieb im Kern mit dem Waggon auf der Lichtung von Compiègne und dem 11. November verbunden.⁴⁹

48 Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Bd. 2: *Machtstaat vor der Demokratie*, München 1992, S. 759; Rolf Spilker und Bernd Ulrich (Hg.), *Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914–1918*, Braunschweig 1998, S. 274; Frithjof Benjamin Schenk, „Flieg meine Lokomotive, flieg...“ Schienen der Macht in der Russischen Revolution, in: *Deutsches Historisches Museum und Schweizerisches Nationalmuseum (Hg.), 1917 Revolution. Russland und die Folgen*, Dresden 2017, S. 41–53; Frithjof Benjamin Schenk, *Russlands Fahrt in die Moderne. Mobilität und sozialer Raum im Eisenbahnzeitalter*, Stuttgart 2014, S. 375–385; Robert Argenbright, *Honour Among Communists. „The Glorious Name of Trotsky’s Train“*, in: *Revolutionary Russia* 11/1 (1998), S. 45–66; Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers* (1944), zugleich: *Ders., Gesammelte Werke*, Bd. 6, Hamburg 1981, S. 325–327.

49 Leonhard, *Der überforderte Frieden*, S. 141–143.

Auf Compiègne, den 11. November und die symbolische Aufladung von Ort, Raum und Datum rekurrierte man am Beginn des Zweiten Weltkrieges. Aus der Perspektive des Sommers 1940 erschien jenes Compiègne des November 1918 wie eine Etappe auf dem Weg in den nächsten Krieg.⁵⁰ Dabei fielen im Juni 1940 nach dem triumphalen Sieg der deutschen Armeen über Frankreich die konkreten Waffenstillstandsvereinbarungen moderat aus und enttäuschten die hochfliegenden Erwartungen, etwa des italienischen Diktators Mussolinis, der auf Gebietsgewinne auf Kosten Frankreichs gehofft hatte. In den symbolischen Formen des Unterzeichnungsaktes jedoch handelte es sich bis in die kleinsten Details um eine symbolische Revanche für den 11. November 1918. Als Hitler am 21. Juni auf der Waldlichtung ankam, schritt er zuerst auf jenen Granitblock in der Mitte des Platzes zu, dessen Inschrift vom „frevlerischen Hochmut“ des Deutschen Reiches sprach. Nachdem er die Zerstörung dieses Gedenksteines und des Elsass-Lothringen-Denkmals befohlen hatte, nahm er in dem Waggon genau auf dem Stuhl Platz, auf dem im November 1918 Marschall Foch gesessen hatte. Der bald darauf eintreffenden französischen Delegation unter General Charles Huntzinger verlas Generaloberst Wilhelm Keitel die Präambel des Waffenstillstandsvertrages – eine bis in die Details der Sitzordnung und der Verlesung des Textes genaue Umkehrung der Rollen von Sieger und Besiegten im November 1918. Noch bevor der eigentliche Vertragstext verlesen und unterschrieben wurde, erhob sich Hitler, grüßte mit ausgestrecktem Arm und verließ wortlos den Waggon.⁵¹

Fotografien hielten den Ausgenblick fest, in dem Hitler den Waggon verließ. Für einen Moment war das die Körpersprache von Vergeltung und Genugtuung, eine Mischung aus Anspannung und Freudentanz vor dem Publikum der Welt, umgeben von seiner Entourage, auf ihren Gesichtern der Ausdruck hilflos-entwaffneter Bewunderung. So als ende an diesem Tag der Weltkrieg von 1914 ein zweites Mal: diesmal mit einem unzweifelhaften deutschen Sieg, ein nachgeholt Beweis „wiederhergestellten Rechts“. Dabei war der Moment vom 21. Juni 1940 ein weit

50 Jean de Cars, *Schlafwagen. Internationale Expresszüge. Hundert Jahre Reisen und Abenteuer*, Stuttgart 1984, S. 144–154; Heinz-Siegfried Strelow, *Die letzte Reise führte in den Wald von Ohrdruf*, in: *Thüringer Landeszeitung*, 31. Oktober 1992.

51 William L. Shirer, *A Berlin Diary*, London 1941, S. 331; Präambel zu den Waffenstillstandsbedingungen, 21. Juni 1940, zitiert nach: Herrmann Böhme, *Entstehung und Grundlagen des Waffenstillstandes von 1940*, Stuttgart 1966, S. 363; Fest, *Hitler*, S. 866–869; Ian Kershaw, *Hitler 1936–1945* (engl. 2000), 4. Aufl., Stuttgart 2000, S. 403–405.

größeres Verhängnis, als es schon diese Hybris auf den ersten Blick nahelegte, denn ab diesem Moment erschien Hitler den meisten Deutschen endgültig als Erlöserfigur, die den Schatten einer letztlich unverarbeiteten Niederlage vom November 1918 auslöschte. Die Berichte des Sicherheitsdienstes aus der zweiten Juni-Hälfte berichteten von einer niemals zuvor beobachteten Einheit und Geschlossenheit der deutschen Bevölkerung. Der Nimbus des Außenseiters, der alle Bedenken seiner Generäle überwunden zu haben schien, verstärkte noch die Aura der Unbesiegbarkeit und ließ jenes Ansehenskapital entstehen, mit dem Hitler ein Jahr später in Osteuropa einen Krieg ganz anderer Radikalität beginnen sollte.⁵²

Nimmt man diese Bilder zum Ausgangspunkt, dann gerät man unwillkürlich in den Sog einer Kontinuitätserzählung, welche die Gewalt von zwei Weltkriegen zusammenbindet und aus dem belasteten Nachkrieg eine Zwischenkriegszeit entstehen lässt, so als enthielten die Jahre von 1918 bis 1923 bereits den Keim zum nächsten Krieg. Aus dieser Wahrnehmung entstand die sogenannte „Zwischenkriegszeit“, die den Herbst 1918 mit dem September 1939 und dem Mai 1945 verband. Diese Erzählung hatte und hat noch immer etwas ungeheuer Entlastendes, zumal für uns Deutsche, denn sie reduzierte die Unübersichtlichkeit vieler Entwicklungen nach den Waffenstillständen von 1918 auf die eine eingetretene Entwicklung und bot damit eine eingängige Erklärung an. Der Frieden schien lediglich wie eine zum Scheitern verurteilte Unterbrechung eines einzigen Gewaltkontinuums. Doch gegen diese suggestive Verknüpfung von 1918 und 1939/45 steht die widersprüchliche Offenheit des historischen Moments. Man muss sie aushalten, um den langen Übergang vom Krieg in den Frieden zu verstehen. Der überforderte Frieden zwischen 1918 und 1923 war jedoch viel mehr als eine Vorgeschichte.

⁵² Ernst Nolte, *Der Faschismus in seiner Epoche. Die Action Française, der italienische Faschismus, der Nationalsozialismus*, München 1963, S. 435; Marlis Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, Düsseldorf 1970, S. 136–137; Fest, *Hitler*, S. 868; Leonhard, *Der überforderte Frieden*, S. 216–221.

7 Ausgang: Der Sog des Rückblicks und die Offenheit des historischen Moments

Das Ende des Weltkrieges und die Suche nach einem stabilen Frieden zwangen die Menschen, sich mit Vergangenheit und Zukunft auseinanderzusetzen. Dabei erfuhren sie schmerzlich, dass jeder Krieg drei Mal geführt wird. Einmal in der grausamen Realität vom Anfang bis zum Ende, vom ersten Toten bis zur Stille nach der Einstellung des Feuers. Dann ein zweites Mal auf dem Weg vom Waffenstillstand über den Beginn von Verhandlungen bis zur Unterzeichnung eines Friedensvertrages. Dieser Weg ist verbunden mit den Fragen, wie Sieger und Besiegte nach der gegenseitigen Erfahrung von Gewalt und Zerstörung, von Hass und Trauer, überhaupt wieder miteinander umgehen können, wie sie über Opfer und Kosten, Schuld und Schulden, Territorien und Grenzen, Auflagen und Garantien streiten. In dieser Phase übersetzen sie die Erfahrungen von Gewalt in Regelungen, Bedingungen, Zahlen, Grenzlinien. Schließlich wird ein Krieg ein drittes Mal nach dem formalen Frieden geführt: wenn die Soldaten heimkehren, wenn Gesellschaften beginnen, nach einer Sprache der Erinnerung, nach Formen des Gedächtnisses zu suchen, individuell und kollektiv, wenn Menschen anfangen, die anhaltenden Konsequenzen des Krieges und des Friedens konkret zu begreifen, wenn sie langsam und tastend die Ergebnisse des Friedens in Beziehung zu den Opfern des Krieges setzen, wenn sie sich fragen, was Krieg und Frieden bedeuten: für sich selbst, ihre Familien, ihre Generation, ihre Gesellschaft, ihre Nation und ihren Staat.

Auch der Erste Weltkrieg wurde in diesem Sinne drei Mal geführt. Für keinen Krieg der Neuzeit gilt diese Trias so schmerzlich wie für diesen Krieg, weil alle drei Prozesse ineinander verwoben waren und sich nicht chronologisch voneinander trennen ließen: Vielfach setzte sich Gewalt auch nach dem formalen Ende des Krieges fort. Bei der Suche nach dem Frieden blieb der Krieg sehr präsent, und viele Maßnahmen im unmittelbaren Nachkrieg wirkten wie eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Weil sich die Suche nach den Kriegsursachen in den Willen übersetzte, eine Wiederholung dieser Gewaltexplosion unter allen Umständen zu verhindern, weil aus dem Umbruch der alten Ordnungen neue Utopien hervorgingen, Wilsons Weltdemokratie und Lenins Weltrevolution, wurden Vergangenheit und Zukunft von den Zeitgenossen nach 1918 eng aufeinander bezogen.

Deshalb blieb und bleibt dieser Krieg so verstörend lange über sein formales Ende hinaus präsent: in den Köpfen, den Erinnerungen der unmittelbaren Zeitgenossen wie der nachfolgenden Generationen, in den Auseinandersetzungen um die Bedingungen des Friedens, in den Kämpfen um die Revision seiner Ergebnisse, in den kontroversen Deutungen von Krieg und Frieden, in den Begründungen von Schuld und Schulden. Auf diesen Krieg und seinen Frieden bezog man sich im 20. Jahrhundert immer wieder, als positiven oder negativen Maßstab, und noch im 21. Jahrhundert arbeitet man sich daran ab, um in einer Welt Orientierung zu gewinnen, die wiederum zutiefst verunsichert scheint – weil vermeintliche Sicherheiten verloren gehen: in der Wahrnehmung, dass ein „amerikanisches Jahrhundert“ zu Ende geht, unter dem Eindruck, dass das europäische Projekt, selbst auch das Ergebnis zweier katastrophischer Weltkriegserfahrungen, neuerdings bedroht sei; in der plötzlich defensiven Begründung demokratischer Institutionen.

Die plötzlich dünn scheinende Firnis der Gegenwart verbindet uns bis heute mit diesem Krieg und dem Frieden, der aus ihm hervorging. Sich damit zu beschäftigen, bedeutet daher vor allem, das Frühere im Späteren zu erkennen und die sichtbaren wie die verborgenen Linien zu erklären, die unsere Gegenwart mit diesem Frieden verknüpfen. Die Zeitschichten der Vergangenheit ruhen viel dichter aufeinander, als es die gängige Selbstversicherung von hundert Jahren Abstand, von drei oder vier Generationen, nahelegt. Der Kampf um den Frieden entzieht sich dem Diktum der Vorvergangenheit, die gerade aus deutscher Perspektive immer wieder bemüht wird, um das Zeitalter der Extreme bis 1945 zu kategorisieren: Als seien 1914 und 1918/19 nur Etappen auf dem Weg in die noch monströsere Katastrophe nach 1933, als könne man die Phase zwischen August 1914 und Mai 1945 als zweiten „Dreißigjährigen Krieg“, als Epoche des „dunklen Kontinents“ oder ideologischen Bürgerkrieges bündeln, als enthielte das Ende des Ersten Weltkrieges bereits den Keim zum Zweiten Weltkrieg, ja als sei es ab 1939 nur noch so gekommen, wie es nach 1918 habe kommen müssen.⁵³ Diese Deutung lag nicht allein der Perspektive

53 Mark Mazower, *Dark Continent. Europe's Twentieth Century*, New York/NY 1998, S. 40–140; Antoine Prost und Jay Murray Winter, *Penser la Grande Guerre. Un essai d'historiographie*, Paris 2004, S. 33; Hans-Ulrich Wehler, *Der zweite Dreißigjährige Krieg. Der Erste Weltkrieg als Auftakt und Vorbild für den Zweiten Weltkrieg*, in: *Spiegel Special*, 2004/1: *Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts*, S. 138–143; Ian Kershaw, *Europe's Second Thirty Years War. The Twentieth-Century World and Beyond*, in: *History Today* (2005), S. 10–17; Enzo Traverso, *Im Bann der Gewalt. Der europäische Bürgerkrieg 1914–1945* (franz. 2007), München 2008, S. 9–29;

vieler Deutscher auf die Belastungen des Nachkrieges zugrunde. Der britische Schriftsteller Siegfried Sassoon, der als Kriegsfreiwilliger zu einem entschiedenen Pazifisten geworden war, erkannte bereits im Abschluss des Waffenstillstands mit dem Deutschen Reich einen „peace to end all peace“, wie er in seinem Tagebuch am 6. November, fünf Tage vor der Unterzeichnung in Compiègne, vermerkte.⁵⁴ Im Gegensatz zu diesen Deutungen muss man sich auf die nach 1918 schmerzlich empfundene Gleichzeitigkeit vieler möglicher Entwicklungen einlassen, und man darf sie nicht vorschnell auf die eine am Ende eingetretene Wirklichkeit der Geschichte reduzieren. Zur ganzen Geschichte gehören auch die vorstellbaren Wirklichkeiten der Zeitgenossen.⁵⁵

Was die Geschichte von Krieg und Frieden im frühen 20. Jahrhundert vermittelt, geht nicht in Handlungsanweisungen an die Politik oder wohlfeilen Analogien für eine Gegenwart auf, der angesichts der Unübersichtlichkeit der Welt die Orientierung abhandenkommt. Wir benötigen den Vergleich zwischen den Zeiten und Räumen – jedoch nicht als ein Lernen aus der Vergangenheit, das eine Wiederholung oder Wiederholbarkeit der Geschichte impliziert. Die Verantwortung für das individuelle Handeln lässt sich nicht an die Geschichte delegieren. Aber wer sich ihr stellt und der anstrengenden Erkenntnis aussetzt, wie viele historische Zeiten in der Gegenwart aufgehoben sind, wird durch produktive Verfremdung mehr erkennen und nüchterner verstehen. Geschichtsschreibung kann ein Therapeutikum gegen zeitläufigen Alarmismus und Aktionismus sein.

Die Kette der „Weltaugenblicke“ zwischen 1918 und 1923 erinnert daran, wie mühsam es ist, der Geschichte gerecht zu werden und sie angemessen zu erklären: im Wissen um die Spannung zwischen universellen Erwartungen und je besonderen Konstellationen, um die Multipolarität der Welt; im Bewusstsein für die Offenheit der Geschichte, ohne die Belastungen zu verschweigen; in der Wendung gegen eine Logik, die aus dem Blick auf die Konsequenzen den Zeitgenossen von einst ihre

Jörn Leonhard, *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs*, 5. Aufl., München 2014, S. 11; Ders., *Der überforderte Frieden*, S. 27–29.

54 Siegfried Sassoon, *Diaries* Bd. 1, 1915–1918, hg. von Rupert Hart-Davis, London 1983, S. 280; Steffen Bruendel, *Jahre ohne Sommer. Europäische Künstler in Kälte und Krieg*, München 2016, S. 265.

55 Reinhard Koselleck, *Vergangene Zukunft der frühen Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Neuzeit*, in: Ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, 3. Aufl., Frankfurt/M. 1995, S. 17–37.

vergangene Zukunft nimmt und ihr Handeln an Kriterien misst, die sich erst aus dem Wissen nachfolgender Generationen ergeben; und in der einzigen Sicherheit, über die wir am Ende verfügen: dass jede historische Erklärung ihre eigene Vorläufigkeit enthält, dass zur Offenheit der Geschichte die Unabgeschlossenheit ihrer Erzählung gehört.⁵⁶

« A Peace to End All Peace »¹ ? Les Allemands et le Traité de Versailles

par Jörn Leonhard

⁵⁶ Leonhard, *Der überforderte Frieden*, S. 1277.

1 Introduction : de l'« action parallèle » au « Traumland » (« le pays de rêve »)

Réflexion faite, c'est un double événement que nous aurions dû commémorer. Dans le roman de Robert Musil, *L'homme sans qualités*, le mathématicien Ulrich décide, en 1913, de « prendre une vacance de l'existence » pour un an. Cependant, sur les conseils de son père, il brigue auprès d'un influent fonctionnaire un poste dans lequel il doit organiser une double commémoration pour le moins particulière. En effet, l'année 1918² correspond à la fois au soixante-dizième anniversaire du couronnement de l'Empereur François-Joseph et au trentième anniversaire du règne de l'Empereur Guillaume II. Dans le roman comme dans la réalité, l'Histoire devait toutefois en décider autrement. Tandis que dans le roman de Musil, les protagonistes de l'« action parallèle » ne parvenaient pas à mettre en pratique leur vision universelle d'intégration – parce qu'ils ne parlaient qu'au nom d'une minorité –, les trois monarchies régnautes en Europe, la Russie, l'Allemagne et l'Autriche-Hongrie, étaient emportées par la guerre, prises dans la dynamique des événements de 1917 et 1918. L'année 1919 connut aussi des bouleversements marqués par des crises et des vagues de violence : de la déclaration de la guerre à la signature de l'Armistice, du règne monarchique à la proclamation des républiques, d'une participation politique restreinte à l'instauration de démocraties populaires et d'élections libres, de l'organisation de conférences de paix à la signature des traités, des empires constitués d'une multitude d'ethnies à un nouvel ordre étatique, de vaines théories éculées aux promesses d'un ordre radicalement nouveau faites au niveau national et international, des ambitions européennes visant un règlement pacifique et un équilibre général à un bouleversement global transformant le jeu des influences, les espoirs et les positionnements des régions et des sociétés dans le monde. En raison de tous ces bouleversements, le chemin menant de l'état de

-
- 1 Le texte français est une version abrégée du texte original allemand que l'auteur a mis à notre disposition. – N.d.T. : Librement traduit par : « Un traité de paix sans paix » : citation de Siegfried Loraine Sassoon (8 septembre 1886 – 1^{er} septembre 1967), poète et écrivain anglais qui influença des auteurs tels que Wilfred Owen ou Robert Graves. D'abord connu pour ses écrits pacifistes au cours de la Première Guerre mondiale, il acquit plus tard la célébrité avec ses mémoires et ses œuvres de fiction.
- 2 Notre traduction. Robert Musil, *Gesammelte Werke* (Œuvres complètes), éditées par Adolf Frisé, tome 1 : *Der Mann ohne Eigenschaften* (L'homme sans qualités). Roman [1933–43], livres 1 et 2, Hambourg 1978, p. 16.

guerre au règlement pacifique du conflit fut un tournant du XX^e siècle dont les stigmates sont encore perceptibles aujourd'hui.³

En quoi l'expérience de l'Allemagne fut-elle si particulière ? Qu'est-ce qui caractérisa le chemin qui la mena de la signature de l'Armistice en forêt de Compiègne en novembre 1918 à la signature du Traité de Versailles en juin 1919 ? Pourquoi cette expérience eut-elle de telles répercussions ? Plus encore : dès lors que nous renonçons à analyser cette transition entre guerre et après-guerre à travers le prisme de 1945 ou de 1933 et que nous nous penchons sur l'indétermination qui caractérisa ce moment si particulier de l'Histoire, contradictoire et multipolaire, notre regard sur cette période change-t-il et si oui, dans quelle mesure ?

Le 2 août 1914, aux prémices de la Première Guerre mondiale, Ernst Troeltsch, professeur de théologie à l'Université de Heidelberg, tint un discours qui retentit de façon singulière. Ce dernier allait bien au-delà de l'appel à un patriotisme de circonstance, au ralliement des intellectuels à une culture guerrière et aux « idées de 1914 » prônées par l'Allemagne par opposition à l'esprit français de 1789. L'universitaire de Heidelberg en était convaincu : non seulement la guerre allait-elle ébranler toutes les classiques promesses de sécurité, les organisations étatiques et sociales fondées sur la raison – héritées du XIX^e siècle – mais elle déstabiliserait aussi le socle même de la culture bourgeoise. « Tous nos calculs rationnels s'effondrent actuellement : toutes les cotations, toutes les prévisions boursières, toutes les assurances, tous les calculs d'intérêts, toutes les garanties contre les accidents et imprévus... l'ingénieuse construction de notre société est à l'arrêt, et le monstrueux, l'inenviable, la réalisation de tous les possibles pèsent sur nos têtes », professait Ernst Troeltsch.⁴

Au printemps 1919, quatre mois et demi plus tard, Troeltsch suivait à Berlin, en observateur attentif de son temps, le déroulement des événements : la fin de la guerre et la révolution de Novembre, le « pays de rêve du temps de l'Armistice » (juillet 1919) et les espoirs qui, dans leur foisonnement, se cristallisaient autour de

3 Jörn Leonhard, *Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt*, 2^e édition, Munich 2019, p. 17–18.

4 Ernst Troeltsch, *Nach der Erklärung der Mobilmachung*, 2 août 1914, in Peter Wende (dir.), *Politische Reden*, tome 3 : 1914–1945, Francfort-sur-le-Main 1994, p. 9–19, dans cet extrait : p. 17–18.

la conférence de paix à Paris.⁵ À ce titre, ses Lettres de spectateur (Spectator-Briefe) constituent un témoignage unique sur cette période troublée et l'accélération des événements. Dans ces lettres, l'auteur s'évertuait à répertorier et à catégoriser les événements, complexes et opaques, et à analyser leur imbrication et leurs problématiques. Ainsi, en février 1919, il tirait un premier bilan de la révolution allemande de novembre 1918 en soulignant que le déroulement intérieur et la constellation extérieure des événements étaient étroitement liés et que la révolution allemande avait des retombées directes sur la signature de l'Armistice. D'une part, Troeltsch, dont les positions avaient sensiblement évolué depuis 1914, plaçait désormais tous ses espoirs dans « l'essence positive du socialisme et l'inexorable marche vers la démocratie dont aucune restauration ne pourrait arrêter le processus ». D'autre part, il mesurait les répercussions de la crise économique provoquée par la guerre, les réparations imposées à l'Allemagne et la démobilisation. Ainsi, il prévoyait « une immigration massive, un recul de la natalité, un retour à l'économie agraire et une faible couverture industrielle dans le pays ». De même, l'évolution de la situation internationale lui semblait très incertaine au vu des péripéties politiques et économiques, de l'émergence des démocraties populaires et d'un cadre favorisant le capitalisme mondial – prévisions qu'il avait été toutefois l'un des rares à anticiper. Selon lui, son époque était un magma de « calculs à risque, qu'il s'agisse de l'apparition de la « Société des Nations », de la rationalisation des matières premières à l'échelle mondiale ou de l'instauration de politiques salariales ». Face à des événements qui frappaient par leur simultanéité, leur juxtaposition et leur imbrication, Troeltsch se fendit dans sa première lettre, rédigée en février 1919, d'une formule qui définissait cette année si particulière : « Le monde entier est en train de changer. Mais toutes les options restent encore ouvertes. »⁶

Troeltsch décrivait, à travers ces deux phrases, la conjugaison unique des événements où se mêlaient changement, accélération et début d'ouverture. Il était convaincu que ces processus ne se mettraient pas uniquement en place dans les pays et les sociétés européennes qui s'étaient engagés dans le conflit mondial en 1914. L'indétermination des situations, la dissolution des choses établies étaient devenues un

5 Ernst Troeltsch, *Nach der Entscheidung* (juillet 1919), in *idem*, *Kritische Gesamtausgabe*, édité par Friedrich Wilhelm Graf, Christian Albrecht et Gangolf Hübinger, tome 14 : *Spectator-Briefe und Berliner Briefe (1919–1922)*, Berlin 2015, p. 125–132, dans cet extrait : p. 131.

6 Notre traduction. Ernst Troeltsch, *Rück- und Umblick 2* (février 1919), in *idem*, *Kritische Gesamtausgabe*, tome 14, p. 59–64, dans cet extrait : p. 57–58.

phénomène mondial. Ce n'est pas un hasard si Troeltsch qualifia ce moment de « *Traumland* » (pays de rêve). Cette période, qui débuta à la fin de la guerre et précéda la signature des différents traités de paix en 1919, fut une parenthèse de grandes espérances émergeant des tréfonds d'une guerre, ravivées mois après mois, année après année, une plate-forme de vastes et ambitieux espoirs qui se croisaient, se rejoignaient, se chevauchaient mais qui étaient déjà sur le point de se briser contre le mur des réalités qui mettait en évidence le tiraillement entre intérêts et idéologies contraires.⁷

En cette fin de guerre, la période de transition entre passé et avenir était un phénomène ouvert qui semblait s'être généralisé. Ce sujet inspira l'artiste Paul Klee, mobilisé sous les drapeaux et qui, en 1918, le traita dans un dessin intitulé « La comète de Paris » : un funambule, muni d'une perche, se balançait sur une corde invisible au-dessus de la Tour Eiffel, entre ciel et terre, une première comète tournant en orbite autour de sa tête en laissant une traînée et la seconde représentant l'étoile de David. Un message révélateur se cachait derrière cette métaphore : celui de la coexistence entre fascination et terreur, entre plaisir et menace, en d'autres termes, *le mysterium tremendum et fascinans*⁸ que le théologien Rudolf Otto avait désigné en 1917 comme le fondement même de l'expérience religieuse.⁹ Parallèlement au bonheur promis par l'avenir et au désir de liberté sublimé par la vue d'une étoile filante, l'angoisse d'une chute de météorites sur la planète, dont le pouvoir de destruction pouvait revêtir une force littéralement extraterrestre, était perceptible dans l'œuvre de Paul Klee dessinée en 1918.¹⁰

Les Allemands vécurent cette coexistence de façon très singulière : dans son édition du 31 décembre 1918, le journal satirique *Simplicissimus* publiait le dessin d'un

7 Leonhard, *Der überforderte Frieden*, p. 19–21.

8 N.d.T. : expression propre au mysticisme religieux : mystère de la peur et de la fascination.

9 Notre traduction. Rudolf Otto, *Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen* (Du sacré – Sur l'irrationnel des idées du divin et sa relation au rationnel) (1917). Nouvelle édition intégrant une postface de Hans Joas, Munich 2014, p. 13–52.

10 Daniel Schönpflug, *Kometenjahre. 1918. Die Welt im Aufbruch*. Francfort-sur-le-Main 2017, p. 15–16. L'ouvrage a été traduit en français sous le titre *Le Temps des comètes. 1918 : Après la guerre, l'aube d'un nouveau monde*, aux éditions La Librairie Vuibert ; Hans Ulrich Schlumpf, *Das Gestirn über der Stadt. Ein Motiv im Werk von Paul Klee*, Zurich 1969, p. 188–204 ; Leonhard, *Der überforderte Frieden*, p. 22–23.

« Michel »¹¹. Dans son plus simple appareil, celui-ci, planté au beau milieu d'un paysage d'hiver, dévoilait son extrême maigreur. Cette caricature n'était pas sans rappeler aux Allemands la douloureuse ambivalence qui allait de pair avec une liberté nouvellement recouvrée. En ces temps où le poids du fardeau coexistait avec l'esprit d'ouverture, où le peuple tenaillé par la faim s'appêtait à vivre des bouleversements et où le dénuement le plus total amenait avec lui un vent d'émancipation, ce dessin fut ressenti comme un condensé des émotions qui avaient traversé l'année entière. Passant d'une extrême à l'autre, ces émotions étaient néanmoins solidaires les unes des autres :

Me voici libéré ! / De vêtements, de tissus, de foi, d'espoir / De biens, de marchandises / De meubles, de lit, de châtiments, de chaînes / De religion, de clergé / De jambon, de saucisses / D'or, de princes / De la cruauté de la tyrannie / Me voici maintenant libéré ! / De travail, d'ambition, de sérénité / De sucre, de beurre et d'œufs / De chemins de fer, de bonheur, de plaisir / De parti patriotique / D'amis, de soutien, de gloire, d'artillerie / Des cris de l'Europe centrale / Oui, libre de tout je suis maintenant !¹²

Les réflexions qui suivent ne se proposent pas d'expliquer la position allemande sur le Traité de Versailles à la lumière d'une interprétation classique des termes des accords. Elles ne s'appuient pas non sur les années 1933 et 1939 pour analyser ces événements. L'étude qui sera menée ici se veut être une analyse rigoureuse du vécu des personnes en 1918 et 1919. Elle en soulignera les contradictions et se penchera sur cette période qui fut dominée par un esprit fondamentalement ouvert en dépit des grandes difficultés qui l'accompagnèrent et qui ne doit pas être réduite à être uniquement la chaîne d'événements qui déboucha sur l'année 1933.

11 N.d.T. : Der Deutsche Michel (littéralement : l'Allemand Michel) est, en Allemagne, un personnage emblématique symbolisant l'Allemand typique. Il est traditionnellement représenté portant bonnet et chemise de nuit.

12 Notre traduction. *Simplicissimus*, 31 décembre 1918 ; Leonhard, *Der überforderte Frieden*, p. 462.

2 « Comment cette guerre finira-t-elle ? » : la voie qui mena les Allemands à la Révolution de novembre 1918

Dès janvier 1918, Max Weber était convaincu que toutes les activités de l'existence seraient dominées par cette question fondamentale : « *Comment cette guerre finira-t-elle ?* »¹³ Les faits lui donnèrent raison, et la première préoccupation concernait tout d'abord la forme et le fond de l'armistice. Les négociations d'un armistice sous une forme classique furent successivement interrompues en octobre et en novembre 1918 : cet accord prévoyait la signature d'un traité préliminaire de paix qui définissait le cadre général de la fin des hostilités, puis la tenue d'une conférence de paix qui établirait dans le détail les modalités du traité. Par ailleurs, l'Armistice de Compiègne comportait déjà des clauses qui, dans leur dimension symbolique, constituaient une humiliation aux yeux des vaincus et exacerbait les émotions autour du débat politique. À cela s'ajoutait un déséquilibre dans le dialogue sciemment mis en scène entre vainqueurs et vaincus. Celui-ci devait influencer les relations politiques des mois suivants et interdisait aux Allemands de prendre part aux négociations de paix au sein d'une instance officielle.¹⁴

Les vainqueurs furent eux-mêmes confrontés à la question du « *comment* » posée par Max Weber : pressés par l'imminence de la conférence de paix, ils se voyaient aussi contraints par l'organisation matérielle des accords d'armistice, ce qui limitait leurs marges de manœuvre avant même la date fatidique du 18 janvier 1919. Entre octobre et novembre 1918, de nombreux acteurs du règlement de la paix s'enfermaient dans une attitude de belligérants à travers laquelle on pouvait déceler en permanence les valeurs de détermination, d'opiniâtreté et de force mentale qu'ils défendaient. Dans ce contexte, il n'était donc pas facile d'arracher une quelconque concession sans que les négociateurs ne soient taxés de manque de caractère et de trahison à l'égard des innombrables victimes de la guerre. Cet état d'esprit motiva la dureté de l'Armistice du 11 novembre, tant dans son contenu que dans sa portée symbolique. Il explique aussi pourquoi l'état de guerre fut maintenu en Allemagne sans recours à des forces militaires et pourquoi, à la demande expresse du Général Foch, l'Allemagne fut contrainte de demander un armistice comme expression de sa soumission.

13 Lettre de Max Weber à Erich Trummler du 17 janvier 1918, in Max Weber, Gesamtausgabe (œuvres complètes), volume II, Briefe (lettres), tome 10 : Briefe 1918–1920, éd. par Gerd Krumeich et M. Rainer Lepsius, Tübingen 2012, 1^{er} tome, p. 67.

14 Leonhard, *Der überforderte Frieden*, p. 143–144.

Cette fin de guerre eut un retentissement particulier sur le rapport des Allemands à l'Armistice après le « *choc du désenchantement* », à une époque où toutes les options – jusqu'alors restées ouvertes – se refermèrent et se soldèrent par la défaite, dès la fin septembre 1918.¹⁵ L'alternative radicale qui appelait à une guerre populaire aux frontières de l'Allemagne à l'issue de ce conflit ayant opposé plusieurs nations, avait une dimension à la fois émotionnelle et rationnelle : elle reflétait le réel désespoir d'un grand nombre d'Allemands estimant qu'un combat de cinquante-deux mois, mené au prix de tant de sacrifices, ne devait pas rester « *vain* » et aboutir à un simulacre d'armistice. À cet égard, le traité de paix, source de nombreuses peurs, extorqué par la force, était synonyme de déshonneur national. Les populations comptaient, une fois de plus, sur la volonté de chaque Allemand pour faire face à la supériorité des ennemis sur les plans technique et humain – une supériorité non plus concentrée sur les sols français, belge ou sur les lointains champs de bataille de l'Est de l'Europe, mais sur les terres allemandes. Tout comme Walther Rathenau ou Max Weber, elles pouvaient arguer de manière raisonnée que, même si la victoire paraissait de toute évidence hors de portée, une poursuite temporaire des hostilités pouvait cependant être envisagée dans de meilleures conditions, ce qu'excluaient *a priori* les concessions arrachées à la hâte. Il est cependant frappant d'observer que les experts militaires ne prirent jamais au sérieux la possibilité d'une telle guerre populaire dans les moments les plus cruciaux de cette période, que ce soit avant le 11 novembre 1918 ou le 28 juin 1919.¹⁶

C'est dans ce contexte que l'autre alternative arriva sur le devant de la scène : l'espoir de conclure un traité de paix bâti sur un socle juridique s'inspirant des principes du président américain Woodrow Wilson, l'homme providentiel qui saurait endiguer les revendications des Alliés, notamment celles du gouvernement français. Le plan allemand n'était pas du tout infondé : après l'échange de quelques notes diplomatiques, les Quatorze Points et la position du Président Wilson furent bel et bien adoptés comme base commune lors de la conférence de Paris par l'ensemble des protagonistes. Dans le contexte de novembre 1918, l'armistice était considéré comme un accord de circonstance dont les termes pourraient être révisés dans le cadre de réelles négociations où l'Allemagne profiterait des intérêts manifestement

15 Joachim Fest, *Hitler. Eine Biografie* (1973), 10^{ème} édition, Francfort-sur-le-Main 1981, p. 113 ; Peter Graf Kielmannsegg, *Deutschland und der Erste Weltkrieg*, Francfort-sur-le-Main 1968, p. 671 et 662–663 ; Erich Eyck, *Geschichte der Weimarer Republik*, tome 1, Zurich 1954, p. 45–50.

16 Leonhard, *Der überforderte Frieden*, p. 284–285.

contradictoires des puissances victorieuses pour imposer sa voix. Animée par cette logique, l'Allemagne pensait pouvoir faire valoir ce qui avait déjà été réalisé sur la table des négociations en vue d'un accord de paix plus clément : instauration de la réforme d'Octobre, suppression du régime autocratique monarchique militaire, assouplissement des clauses de l'Armistice...

Cependant, les hommes politiques allemands commirent de nombreuses erreurs d'interprétation en nourrissant ce projet : en donnant la priorité à un traité de paix respectueux du droit sans céder sur les importantes pertes territoriales et les immenses réparations financières qui lui étaient demandées, l'Allemagne renforçait l'impression, délibérément ou non, qu'elle n'avait pas rendu les armes, qu'elle pouvait se prévaloir de clauses juridiques liant de façon quasi contractuelle les deux camps et qu'elle pouvait espérer négocier un traité de paix sans vainqueurs ni vaincus. L'interprétation que donnèrent les Allemands des Quatorze Points cristallisait tous les espoirs autour de Woodrow Wilson, mais accordait trop d'importance à l'action du président américain qui, en novembre 1918, était déjà limitée, que ce soit dans sa capacité à négocier avec les Vainqueurs qu'à dominer les débats dans son propre pays. Par ailleurs, les Allemands ne mesuraient pas correctement les répercussions de cette guerre sur les populations des pays alliés, notamment en France, et sous-estimaient le traumatisme général, lié aux ravages du conflit, ainsi que le sentiment tenace de vulnérabilité nationale face à la permanence d'un État allemand.

Par ailleurs, l'Allemagne surestimait également la crédibilité dont elle pensait jouir auprès des Alliés et des Américains. En novembre 1918, le traité de Brest-Litovsk, signé en mars de la même année, était toujours présent dans les esprits. Au cours des semaines qui précédèrent la fin de la guerre, les autorités militaires allemandes prétendaient disposer d'une force de frappe suffisante pour asseoir le pouvoir du nouveau gouvernement civil de l'Empire. Dans ce contexte, les échanges diplomatiques entre l'Allemagne et les États-Unis, qui s'étalèrent entre octobre et novembre 1918, eurent un effet dévastateur : tandis que les agissements de l'armée contrecarraient ces efforts diplomatiques, les communications entre les deux pays, sur plus de cinq semaines, précipitèrent la décomposition de l'État militaire allemand et finirent par provoquer la dissolution du régime monarchique, considéré, sur la fin, comme un obstacle au rétablissement de la paix et un amplificateur du poids politique du mouvement pacifiste. Alors qu'un grand nombre d'Allemands s'attendait à une reconnaissance des Alliés pour les efforts déjà consentis, cette conjonction

d'événements pointait du doigt le rôle important que jouèrent la révolution et la démocratie qui en émergèrent dans la défaite et la signature de l'Armistice en forêt de Compiègne. Dans un tel contexte, ces deux facteurs ne pouvaient être qu'à charge alors même que la perspective d'un règlement du conflit paraissait de plus en plus inéluctable. Le mois de novembre 1918 posa ainsi le cadre à partir duquel seraient évalués les événements de mai et juin 1919. Cet environnement eut une influence déterminante sur la façon dont furent perçues la révolution et la république de Weimar, accusées d'être des phénomènes politiques imposés par des puissances extérieures, des corps étrangers qui firent naître la métaphore du « coup de poignard dans le dos ». Ce n'était pas tant le récit d'une trahison que son effet considérable qui frappe par sa nouveauté – son ampleur ayant été favorisée par une attente fébrile et un vide interprétatif.¹⁷

Parallèlement, les dirigeants politiques allemands, plus particulièrement les sociaux-démocrates, se sentaient menacés par une révolution d'Octobre en Allemagne qui s'inspirerait de la révolution bolchévique en Russie. Face à ce risque, des accords furent rapidement signés avec l'armée, l'administration et le patronat, et des mesures antirévolutionnaires furent mises en place, encourageant les activités contre-révolutionnaires et provoquant l'amertume des partis de gauche. À cette époque, on pouvait déjà reconnaître la dialectique de la révolution de novembre 1918. Celle-ci contribua à enflammer les débats entre sociaux-démocrates défendant un programme de réformes et les radicaux de gauche qui poursuivaient des objectifs révolutionnaires. À l'époque, le parti majoritaire des sociaux-démocrates jouissait encore d'une très forte influence même si Friedrich Ebert et Philipp Scheidemann n'avaient que peu de marge de manœuvre, tant au niveau international que national. Ils furent très vite confrontés aux revendications des puissances victorieuses. En Allemagne, ce furent les radicaux de gauche, les nationalistes submergés par la déception, les monarchistes minés par l'amertume et les officiers désœuvrés à la suite de leur démobilisation qui se mirent à attaquer les sociaux-démocrates. Si, pour toutes ces catégories, ces derniers incarnaient le « coup de poignard dans le dos » et l'humiliation infligée à la nation allemande, les extrémistes de gauche, qui préparaient la voie à la contre-révolution, les considéraient comme des « traîtres à la classe ouvrière ».¹⁸

17 Leonhard, *Der überforderte Frieden*, p. 284–286.

18 Andreas Wirsching, *Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg. Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918–1933/39*. Berlin und Paris im Vergleich, Munich 1999, p. 61.

En Allemagne, le mois de novembre 1918 renvoyait l'image dramatique d'un contexte dans lequel la recherche d'une solution pacifique se confondait avec la réforme politique de l'Empire, comme certains signes l'avaient confirmé avec de plus en plus de force depuis 1917. La résolution adoptée par le Reichstag en faveur de la paix au cours de l'été 1917 et l'espoir partagé par de nombreux députés de négocier un traité en Europe de l'Est suivant des principes progressistes début 1918 le démontrèrent de façon éclatante. Née d'un désir de paix et d'un déficit de légitimité du pouvoir, c'est une crise de l'autorité monarchique traditionnelle qui fut à l'origine de l'instauration de la démocratie républicaine en novembre 1918 et d'un régime parlementaire imposé par la force révolutionnaire grâce aux réformes d'octobre. Elle explique aussi le cours des événements qui se déroulèrent en Allemagne pendant les 3 journées des 9, 10 et 11 novembre 1918.¹⁹

3 Une signature dans la Galerie des Glaces faite à l'encre invisible ? La politique des émotions pendant l'été 1919

Et maintenant ? Était-ce finalement ça, la paix ? Dans son journal, à la date du 6 décembre 1918, l'artiste berlinoise Käthe Kollwitz comparait le « *pays de rêve* », évoqué par Ernst Troeltsch dans sa vision politique et sociale de la paix, à une dramatique juxtaposition des symptômes des crises que les Allemands avaient surmontées grâce à leur capacité de résistance, largement éprouvée pendant la guerre : «

Et maintenant, quel terrible spectacle que cet éclatement du pays ! Le Nord et le Sud de l'Allemagne se morcellent. Investi par les armées d'occupation de l'Entente, l'Ouest du pays se désolidarise de l'Empire. La famine et le froid accablent l'Autriche allemande, et cette menace pèsera sur nous dans les trois mois à venir. Le parti social-démocrate est divisé en trois mouvements, les libéraux bourgeois et les conservateurs réclament une session de l'Assemblée parlementaire, laquelle n'est pas prévue avant février prochain. D'ici là, les pays de l'Entente seront depuis longtemps dans notre pays [sic !]. Comme cette dernière le déclare, la paix ne pourra se conclure qu'avec un gouvernement sans participation des Bolcheviks, et pas question d'être ravitaillés avant cette date ! Quel chaos ! Et nous vivons au jour le jour avec l'illusion que rien ne pourra nous arriver. C'est la

19 Leonhard, *Der überforderte Frieden*, p. 284–286.

*guerre qui nous a appris à prendre une attitude aussi désinvolte face à l'horreur des événements. Quatre ans de guerre : cela vous endurent un homme.*²⁰

Par ces quelques phrases, Käthe Kollwitz résumait les craintes d'un grand nombre d'Allemands face à une situation qui, depuis début novembre, était devenue source d'inquiétudes : risque d'éclatement territorial de l'Empire, polarisation du débat politique autour de l'agitation des partis de gauche sans oublier les grandes difficultés de ravitaillement qui perduraient.²¹

Très différente était la vision de Harold Nicolson, jeune diplomate britannique, lorsqu'en janvier 1919, il débarqua à Paris pour la plus grande conférence de paix que le monde eût jamais accueillie : très vite, il fut frappé par l'immensité de la ville regorgeant de théâtres, de salles de concert et de musées, le tumulte de la circulation et l'extrême agitation de la population, un cadre qui, selon lui, perturbait la concentration dont tous les artisans de la paix avaient pourtant besoin pour se consacrer pleinement à ce vaste chantier : « Nous nous voyions comme des chirurgiens devant opérer un patient dans une grande salle de bal, entourés de ses tantes et de ses parents. »²²

Plus de mille personnes furent conviées à assister à la signature du Traité de Versailles, le 28 juin 1919, dans la Galerie des Glaces du château royal qui, pour l'occasion, avait été divisée en trois zones. Une des extrémités accueillait la multitude des journalistes internationaux qui devaient faire de cette cérémonie un événement médiatique de dimension mondiale. À l'autre bout se trouvaient rassemblées, pour la toute dernière fois, les délégations internationales. Au milieu de la galerie trônait une table « en forme de fer à cheval » pour les représentants des Forces de l'Entente et des États-Unis – suivant, une fois de plus, un ordre hiérarchique très strict entre nations victorieuses : Georges Clemenceau, le Premier ministre français, hôte et président de la conférence de la paix, prit place au centre de la table. La table « sur laquelle devait avoir lieu la signature » était placée devant, « telle une guillotine »,

20 Notre traduction. Käthe Kollwitz, *Die Tagebücher* (journaux), éd. par Jutta Bohnke-Kollwitz, Berlin 1989, 6 décembre 1918, p. 387.

21 Leonhard, *Der überforderte Frieden*, p. 421–432.

22 Notre traduction. Nicolson, *Friedensmacher 1919* (version anglaise : *Peacemaking 1919*, London 1933), 6^e édition, Berlin 1934, p. 76–79. L'ouvrage a été traduit en français sous le titre *Quand on faisait la paix*, en 1936 aux Éditions Plon.

selon les termes de Nicolson. Il se souvient que l'agitation de la foule autour de la table lui rappela l'excitation du public avant le début d'un concert.²³

William Martin, chef du protocole de la conférence de la paix, invita enfin Hermann Müller et Johannes Bell, les deux représentants officiels de l'Empire allemand, à s'asseoir dans un coin de la galerie, coincés entre la délégation japonaise et uruguayenne. Même ce bref moment, chargé de symboles, dans le cérémonial du 28 juin 1919 avait été pensé selon une mise en scène à la limite de l'absurde. Hermann Müller rapporte dans ses mémoires que certains articles de la presse française « se lançaient, par le menu détail, dans des descriptions imaginaires de la cérémonie à venir, cérémonie au cours de laquelle les délégués apposaient leurs signatures avec un porte-plume confectionné pour l'occasion par les associations françaises d'Alsace-Lorraine et des colonies ». Hermann Müller relate alors sa réaction en voulant, dans un ultime geste symbolique, réhabiliter l'honneur blessé de l'Allemagne aux yeux du monde : ainsi, il apporta son propre stylo-plume à Versailles contrairement à Johannes Bell « qui n'emporta de l'hôtel qu'un ordinaire porte-plume à 5 sous. Il l'enroula dans du papier journal et l'enfouit dans la poche de sa redingote. Il ne l'en ressortit que lorsqu'on prononça nos noms. Il utilisa ce stylo-plume pour la signature ». À l'image des précédentes rencontres entre délégation allemande et puissances victorieuses, ce moment était saisissant de par l'absence de communication entre vainqueurs et vaincus. Ce contexte tendu eut pour effet d'amplifier l'importance du moindre détail, de la moindre rumeur. Le rapport de Hermann Müller contribua à mettre en lumière cette dynamique si particulière dont plusieurs journaux français rendirent compte... sous une forme pour le moins caricaturale. C'est ainsi qu'un quotidien parisien publia un dessin portant la légende suivante : « Le dernier subterfuge des Boches : Hermann Müller signe le Traité avec de l'encre invisible. »²⁴

Les négociations engagées à Paris depuis janvier 1919 étaient radicalement différentes des conférences de paix et des traités conclus dans l'histoire récente, comme à Munster et à Osnabrück en 1648 ou à Vienne en 1815. En effet, la scène qui se joua dans la Galerie des Glaces en ce 28 juin 1919 était symptomatique de la charge

²³ *Ibid.*, 28. juin 1928, p. 350–352.

²⁴ Hermann Müller, *Die Unterzeichnung*, in Victor Schiff, *So war es in Versailles*, avec des contributions de Otto Landsberg, Hermann Müller et Friedrich Stampfer, Berlin 1929, p. 135–143, dans cet extrait : p. 140 ; Leonhard, *Der überforderte Frieden*, p. 1024–1027.

émotionnelle de ce règlement pacifique qui, dans sa dimension morale, convoquait des sentiments de culpabilité et de responsabilité. Avant l'arrivée de la délégation allemande dans la salle, cinq soldats français aux visages défigurés furent installés non loin de la table où les diplomates ennemis devaient signer sans mot dire les documents du Traité. Le Premier ministre français Georges Clemenceau renforça la portée de ce geste en allant, en silence, serrer les mains à ces « cinq gueules cassées » avant l'entrée des diplomates allemands dans la galerie. Après la signature du Traité, ces soldats furent immortalisés sur des centaines de milliers de cartes postales pour incarner le martyr des victimes de guerre françaises : les blessures qui les avaient défigurés mettaient enfin un visage sur cette guerre tout en accentuant le poids symbolique de la culpabilité allemande et des espoirs que cristallisait le Traité de paix.²⁵

Le sociologue Niklas Luhmann s'est intéressé dans ses recherches à l'importance fondamentale de l'interaction personnelle comme mode de communication parmi les parties en présence. Ses travaux l'ont amené à bâtir la théorie selon laquelle ces interactions directes et concrètes ont un effet socialisant : l'expérience de l'appartenance à un tissu social permet de développer un ensemble de compétences, notamment la capacité à se distancier de son propre rôle et à s'identifier à autrui, du moins en partie. Ainsi, cette aptitude à l'empathie permet de faire obstacle à une dynamique de création des représentations de soi et des projections par autrui – une dynamique qui se renforce sous l'effet de leur confrontation.²⁶ Or, dans le contexte historique de la conférence de paix, c'est une absence d'empathie qui domina, ce qui ne permit pas d'enrayer le cercle vicieux né de l'opposition entre deux perspectives antagonistes et, au contraire, les rendit totalement imperméables l'une à l'autre. Ce ressentiment hérité de l'été 1914 prévalait encore au printemps 1919.²⁷

²⁵ Jules Laroche, *Au Quai d'Orsay avec Briand et Poincaré*, Paris 1957, p. 92–93 ; Sophie Delaporte, *Les Gueules Cassées. Les blessés de la face de la Grande Guerre*, Paris 1996, p. 161 ; Nicolas Beaupré, *Le traumatisme de la Grande Guerre, 1918–1932/33*, Darmstadt 2009, p. 53 ; Stéphane Audoin-Rouzeau, *Die Delegation der 'Gueules cassées' in Versailles am 28. Juni 1919*, in Gerd Krumeich (dir.), *Versailles 1919. Ziele – Wirkung – Wahrnehmung*, Essen 2001, p. 280–287 ; Verena Steller, *Diplomatie von Angesicht zu Angesicht. Diplomatische Handlungsformen in den deutsch-französischen Beziehungen*, Paderborn 2011, p. 464–465 ; Leonhard, *Der überforderte Frieden*, p. 1032–1034.

²⁶ Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*, Francfort-sur-le-Main 1984, p. 560–573 ; *idem*, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, tome 1, Francfort-sur-le-Main 1998, p. 814–816.

²⁷ Leonhard, *Der überforderte Frieden*, p. 1048–1049.

4 « Les prix de la paix sont de retour ! »²⁸ : controverses autour du Traité de paix et crises de la république de Weimar

Le Traité de paix atteignait une épaisseur de 2,5 cm. C'est avec des lettres de la même taille que l'ingénieur Nikolaus Andersen, qui travaillait à l'arsenal Germania de Kiel, inscrivit à l'aide de poinçons le mot si longtemps espéré dans son journal : « Samedi 28 juin 1919. Ciel toujours très couvert. Pluie en prévision. Températures de plus en plus tièdes en vu [sic !] [...] À Paris, à 4 [heures], le Traité de PAIX sera enfin signé par Hermann Müller et Johannes Bell. Sobre cérémonie. »²⁹ Si cet écrit privé de Nikolaus Andersen faisait écho au soulagement d'un grand nombre d'Allemands à l'issue d'interminables semaines de grandes tensions, pour d'autres, le souvenir idéalisé du mois d'août 1914 brillait avec d'autant plus d'éclat que le contexte dans lequel ils vivaient leur semblait accablant. À Berlin, le comte Harry Kessler écrivit dans son journal à la date du 4 août 1919 : « Aujourd'hui, il y a tout juste cinq ans !... Cinq ans seulement !... Pourtant un siècle entre cette époque et aujourd'hui : une éternité ! J'ai souvenir que nous hésitions à traverser la rue pour échapper aux ovations que nous jugions ridicules. »³⁰

Très vite, une atmosphère de haine se répandit en Allemagne : elle ciblait les prétendus traîtres, provoquant la division au sein de la société et des milieux politiques. Dès le départ, la droite radicale instrumentalisa les mouvements de résistance contre le Traité pour réhabiliter l'honneur du pays. Les représentants du gouvernement étaient montrés du doigt et accusés d'être les instigateurs de l'humiliation nationale : ils l'étaient au titre de représentants de la république de Weimar qui avait accepté les termes de ce traité et en tant que signataires à Versailles. Depuis juin 1919, d'innombrables publications et dessins raillaient la gestion politique de la république tombée entre les mains de lâches commis au service des Vainqueurs. Sorti quelques jours seulement après le 28 juin 1919, le croquis d'un « acte de reconnaissance des deux

28 N.d.T. : « Les prix de la Paix sont de retour ! » : titre d'affiches placardées à Berlin en référence au coût de la vie exorbitant et à l'inflation galopante qui sévirent en Allemagne jusqu'en 1923.

29 Nikolaus Andersen, Tagebuch vom 28. Juni 1919, in Klaus Kuhl, Kiel und die Revolution von 1918. Das Tagebuch eines Werftingenieurs, verfasst in den Jahren 1917–1919, Edition und Textanalyse, Berlin 2018, p. 297.

30 Harry Graf Kessler, Das Tagebuch (*Journal*) (1880–1937), tome 7 : 1919–1923, éd. par Angela Reinthal, Stuttgart 2007, 4. August 1919, p. 254. L'œuvre est parue en français en 1936 (*Souvenirs d'un Européen 1. De Bismarck à Nietzsche*), puis en 1972 (*Les Cahiers du comte Harry Kessler, 1918–1937*) et enfin en 2017 (*Journal : regards sur l'art et les artistes contemporains, 1888–1937*).

signataires du traité de la honte » représentait les « traîtres » Hermann Müller et Johannes Bell cloués par la main droite à un mur d'affichage public et lapidés par une foule en furie.³¹

Les débats au sein de l'Assemblée parlementaire témoignèrent aussi, de façon édifiante, à quel point l'indignation provoquée par le Traité de Versailles était loin de créer la cohésion. Depuis l'été 1917, la question de la sortie de la guerre était directement liée à la révision de la Constitution de l'Empire allemand. Ce sujet était toujours au cœur des débats lors de la ratification du traité de paix et l'adoption de la nouvelle Constitution allemande en juillet 1919. Onze jours après la cérémonie de signature du traité dans la Galerie des Glaces, l'Assemblée parlementaire ratifia, le 9 juillet, le traité de paix par les 208 voix des partis du Centre, SPD et USPD contre les 116 voix du DDP, DVP et DNVP.³² À l'annonce des résultats, le camp des bourgeois-libéraux fit porter la responsabilité de la fin de cette guerre aux partis qui, depuis 1871, avaient toujours été accusés d'être des « ennemis de l'intérieur ». Un débat agité sur la question de la responsabilité enflamma les rangs de l'Assemblée le 25 juillet, avant même l'adoption de la nouvelle constitution, le 31 juillet.³³

Après la charge de Albrecht von Graefe, porte-parole du DNVP, contre les partis au pouvoir dans laquelle il les accusait d'avoir systématiquement poussé l'Empire au bord du gouffre depuis 1917, le député du Centre Matthias Erzberger répondit à cette dénonciation dans un discours mémorable où il admettait que le problème fondamental de l'Allemagne résidait dans son armée, animée d'un désir incontrôlable de toute-puissance. L'état-major et le gouvernement allemands, sourds aux demandes d'une grande partie du Reichstag (l'Assemblée parlementaire), s'étaient refusés depuis 1917 à mettre en place une politique en faveur d'un règlement pacifique et avaient tout misé sur une voie très risquée : la poursuite des hostilités jusqu'à obtenir la paix en grands vainqueurs. Ce choix avait mené le pays à sa perte :

31 Der Erste Weltkrieg in 100 Objekten, édité par la Stiftung Deutsches Historisches Museum, Darmstadt 2014, p. 218 ; Leonhard, Der überforderte Frieden, p. 1212–1213.

32 N.d.T. : SPD : parti social-démocrate. USPD : parti social-démocrate indépendant d'Allemagne. DDP : parti démocratique allemand. DVP : parti du peuple allemand. DNVP : parti populaire national allemand.

33 Wilhelm Ribhegge, Die Weimarer Nationalversammlung 1919 als Ort der Erinnerung, in Michael Schultheiß et Julia Roßberg (dir.), Weimar und die Republik. Geburtsstunde eines demokratischen Deutschlands, Weimar 2009, p. 39–70, dans cet extrait : p. 62.

Pendant quatre ans, l'Allemagne n'a pas du tout été dirigée par un pouvoir politique : elle était une dictature militaire. C'est bien là tout le malheur du peuple allemand, placé sous l'autorité sans partage de militaires qui empêchèrent les voix de la sagesse et de l'objectivité de s'élever. L'Allemagne a vécu, pour ainsi dire, dans un fonctionnement systémique qui, dès que les acteurs de la scène politique osaient hausser le ton, offrait une tribune à l'armée toute-puissante, étouffant ainsi leurs protestations. Voilà la racine au plus profond de la révolution actuelle, voilà la plus enfouie des raisons.

Ainsi, ceux qui, « par leur obstination déraisonnable, rétive et criminelle, n'avaient eu de cesse de s'opposer aux possibilités, pourtant à portée de main, d'un règlement pacifique mesuré et digne » avaient fini par perdre la guerre. « Toutes vos gesticulations et démonstrations de force vous ont fait perdre la guerre, et c'est de façon inconsidérée que vous avez rejeté des conditions de paix encore acceptables aux yeux du peuple allemand. Le traité avait dû être signé dans sa forme actuelle parce que, poursuivit Erzberger, « vous avez refusé et piétiné la paix quand il en était encore temps, vous avez fait fi de ce règlement qui devait sauvegarder les anciennes frontières de l'Empire ». C'est la raison pour laquelle les partis au pouvoir, en avalisant les conditions de l'Armistice et du Traité de paix, durent payer le prix fort en lieu et place des vrais responsables. « Cette culpabilité », continua Matthias Erzberger sous un tonnerre d'applaudissements qui provenait des rangs centristes et sociaux-démocrates, « vous poursuivra pour toujours, même quand vous implorerez, par votre « Non », le pardon en plongeant cent fois vos mains dans l'eau de l'innocence ! »³⁴

Dans ce climat de tensions, il importait de bien faire la distinction entre la perception allemande du Traité de Versailles et son contenu juridique. De même, il convenait de bien séparer le contexte émotionnel exacerbé et le sentiment prédominant de culpabilité des nouvelles modalités d'actions prévues par ce traité. S'il est indéniable que les conditions matérielles imposées par le traité étaient sévères, elles ne modifiaient en rien l'intégrité territoriale de l'Empire et ne prévoyaient pas la destruction de ses ressources économiques.³⁵ Si les colonies maritimes avaient été symbolique-

34 Eduard Heilfron (dir.), *Die Deutsche Nationalversammlung im Jahre 1919 in ihrer Arbeit für den Aufbau des neuen deutschen Volksstaates*, 9 tomes, Berlin 1919–1920, dans cet extrait : tome 7, p. 163 et p. 196–197 ; Leonhard, *Der überforderte Frieden*, p. 1215–1216.

35 Detlev Julio Peukert, *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Francfort-sur-le-Main 1987, p. 52–57.

ment d'une grande importance pour les ambitions internationales de l'Empire, leur poids économique avait été cependant limité. La cession du Schleswig du Nord au Danemark et celle de la province impériale d'Alsace-Lorraine à la France furent loin d'être une surprise pour les populations allemandes après novembre 1918. Le coup fut toutefois beaucoup plus rude lorsque l'Allemagne dut se séparer de territoires orientaux au profit de la Pologne, que la Rhénanie fut investie par des armées d'occupation et que la SDN fut chargée d'administrer des petits États artificiels, majoritairement germanophones, comme Dantzig, le territoire de Memel et la Sarre – des territoires d'occupation provisoire où les risques de conflits étaient élevés.³⁶

Le coup de grâce asséné aux trois Empires continentaux et la création de petits États, où vivaient d'importances minorités, représentaient pour l'Allemagne une occasion unique d'asseoir, à plus ou moins long terme, sa présence en y développant une politique économique et culturelle adaptée – d'autant que le « cordon sanitaire » mis en place dans les pays situés à l'Est de l'Europe centrale devait confirmer ou infirmer la position de force que la France entendait occuper dans la région.³⁷ Pourtant, ces opportunités ne suscitèrent qu'un intérêt limité. C'est un autre sentiment qui prédominait cet été-là : lorsque, en juillet 1919, Ernst Troeltsch considéra que le « pays de rêve né avec l'Armistice, pays dans lequel nous pouvions tous nous bâtir un avenir – fantastique, pessimiste ou héroïque – sans nous soucier des termes et des conséquences réelles du Traité, « n'était plus » », son jugement sur la politique extérieure sonna comme un présage extrêmement sombre :

La France sera l'administrateur continental dépêché par l'Angleterre. La Société des Nations dont le fonctionnement dépend, à l'image de ce type d'organisation, d'une superpuissance, est un gouvernement mondial sous influence anglo-saxonne : elle sera dirigée par les deux grandes nations malgré les profonds différends qui les oppose. Ceci porte un coup fatal à l'histoire moderne, une histoire qui, pourtant, n'est pas sans rappeler l'ancienne. Rome était elle-même une société des nations. La nôtre confirmera la domination anglo-saxonne dans le monde. Cet empire anglo-saxon confirmera la victoire de l'individualisme [...]. Le bilinguisme sera de mise chez les peuples européens qui écriront et parleront

36 Andreas Kossert, *Ostpreußen. Geschichte und Mythos*, 5^e édition, Munich 2005, p. 267–273.

37 Peuckert, *Weimarer Republik*, p. 54–56.

anglais dans leurs communications avec le reste du monde tout en continuant à recourir, pour un usage privé, à leurs langues d'origine et leurs dialectes.

Une chose était sûre : « Dorénavant, nous ne pourrions plus mener de politique de puissance mondiale, et ce pour très longtemps, peut-être même de manière définitive. Si tant est qu'une aide soit envisageable, souligna Troeltsch, l'Allemagne la trouvera « avant tout dans le travail et l'ordre, ces deux valeurs « philistines », mais tout simplement nécessaires, puis dans la transformation radicale de nos principes moraux et spirituels, laquelle touchera toutes les classes sociales, toutes les corporations, tous les partis politiques et toutes les associations. »³⁸

En janvier 1920, la république de Weimar fut confrontée à une crise héritée de la Révolution allemande, au cours de laquelle les questions restées sans réponses après la signature du Traité de Versailles rejaillirent avec d'autant plus de vigueur. En outre, ces deux sujets donnaient constamment lieu à un amalgame qui rendait les débats encore plus passionnés. Un deuxième round d'après négociations sur le nouvel ordre mondial de l'après-guerre fut rendu possible par la position qu'adoptèrent tant les vainqueurs que les vaincus : tous deux émirent le souhait, motivé pour des raisons différentes, de réviser les termes du Traité, mettant ainsi le doigt sur le fragile équilibre qui avait été atteint à travers les nombreux accords ratifiés à Paris.

Kurt Tucholsky écrivait déjà, le 8 mai 1919, dans l'hebdomadaire la *Weltbühne*³⁹ : « En Allemagne, nous n'avons pas connu de révolution – mais bel et bien la contre-révolution ! »⁴⁰ Comme l'ont démontré les événements, l'influence des forces contre-révolutionnaires s'amplifia encore après juin 1919 : avec le renfort des corps francs, elles jouèrent un rôle déterminant dans la période transitoire de l'après 11 novembre, la gestion de la crise de 1918–19 ou l'écrasement de la république des conseils de Bavière au printemps 1919. La signature du Traité de Versailles enfla encore la polémique qui visait le bilan de la révolution et les traces laissées par la fameuse « légende du coup de poignard dans le dos » : celle-ci était prétexte à accabler

38 Notre traduction. Troeltsch, *Nach der Entscheidung* (Juli 1919), p. 130–131 ; Leonhard, *Der überforderte Frieden*, p. 1221–1223.

39 N.d.T. : Die *Weltbühne* (littéralement : *La Scène mondiale*) était un magazine hebdomadaire consacré à l'art, la littérature, la politique et l'économie, qui parut de 1905 à 1933.

40 Notre traduction. Ignaz Wrobel [plus connu sous le nom de Kurt Tucholsky], *Preußische Studenten*, in *Die Weltbühne* 15 (1919), p. 532–526, citation d'après : Peukert, *Weimarer Republik*, p. 76.

la république de tous les maux engendrés par les événements des 9 et 11 novembre 1918 ainsi que du 28 juin 1919, cibles d'un ressentiment général. Ce climat contribua à miner la république et devint le terreau des putschs de Kapp, en mars 1920, et de Hitler, en novembre 1923.

Une fois le putsch dilettante de Hitler écrasé à Munich en novembre 1923, les troubles séparatistes rhénans étouffés et les révoltes communistes désamorçées en Allemagne centrale et à Hambourg, on pouvait estimer que la république de Weimar avait surmonté sa crise la plus grave. En dépit des difficultés nombreuses qui subsistaient, l'année 1923 démontra que la situation était loin d'être désespérée. Certes, le Traité de Versailles et le laborieux combat qui accompagna sa mise en place avaient largement contribué à entamer la légitimité de la république allemande. Assurément, un traité de paix plus clément aurait aussi permis à la première démocratie allemande de conforter son assise pour affronter les crises qui allaient se déclencher à partir de 1928. Pourtant, réduire la prise du pouvoir de Hitler aux conséquences du Traité de Versailles déforme la réalité des faits : si l'échec de la république de Weimar n'avait tenu qu'à la signature du traité de Versailles, cette jeune république n'aurait pas pu survivre à l'année 1923. La différence fondamentale entre 1923 et 1933 réside dans l'absence d'une alternative qui se constitue en majorité ; ni la gauche ni la droite radicales ne parvinrent à la former. La peur de la droite radicale et de l'armée allemande face à la menace d'une occupation française dans tout l'Empire finit par supplanter leur volonté de tramer un nouveau putsch. Il ne restait guère plus que les groupes radicaux gravitant autour du NSDAP, le parti nazi, à vouloir courir ce risque, mais l'échec du putsch du 9 novembre 1923 à Munich mit à jour leur position minoritaire. À l'autre bout de l'échiquier politique, les dernières tentatives d'insurrections instiguées par la gauche radicale en 1921 et 1923 avaient montré qu'elle ne disposait plus d'une base suffisamment étendue, contrairement à celle qui lui avait permis de mobiliser en 1920 des dizaines de milliers de personnes dans le conflit de la Ruhr.⁴¹

A la fin de l'année 1923, marquée par des crises, et au terme d'un siège qui, depuis le 9 novembre 1918, avait occupé et encerclé, dans la quasi-continuité, le territoire de la république allemande, le jeune Sebastian Haffner, âgé de 16 ans, décida de se rendre au marché de Noël, à Berlin. Les gens se remettaient à faire des achats pour

41 Ulrich Herbert, *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*, Munich 2014, p. 211–212.

quelques sous. Il n'y avait pas si longtemps encore, cela leur aurait coûté des millions, voire des milliards de Reichsmark : « Tout était à dix sous. Les gens achetaient des hochets, des petites figurines d'animaux en pâte d'amandes et d'autres petites choses pour les enfants. Tout le monde cherchait à se convaincre qu'on pouvait encore acheter quelque chose pour dix sous. Peut-être aussi pour oublier l'année écoulée, ou même les dix dernières années et redevenir un enfant. » Ce n'est qu'à partir de ce moment précis – cinq ans après la fin de la Première Guerre mondiale – qu'un sentiment de paix s'installa enfin, un sentiment qui, malgré toutes les difficultés, paraissait fiable et durable. La symbolique des prix après la période d'inflation galopante pouvait se lire comme un présage de temps nouveaux : « Placardées sur tous les kiosques, des affiches annonçaient : « Les prix de la Paix sont de retour ! » Il dominait, pour la première fois depuis longtemps, une réelle impression de paix.⁴²

5 Conclusion : retour sur le tourbillon des événements et le vent d'ouverture de ce moment historique

Avec la fin de la Première Guerre mondiale et la quête d'une paix durable, les hommes ont dû se confronter au passé et à l'avenir. À travers cette expérience, ils ont fait une découverte douloureuse : il n'y a pas une guerre, il y en a trois. La première les plonge dans la cruauté – du premier au dernier jour, du premier mort au silence imposé par le cessez-le-feu. La deuxième les mène sur la voie de l'armistice jusqu'à la signature du traité en passant par l'amorce des négociations. Ce cheminement les invite à se poser un certain nombre de questions : sur quelles bases les puissances, victorieuses ou vaincues, parviennent-elles à renouer un dialogue après s'être mutuellement infligées violence et destruction et avoir engendré de la haine et du deuil ? Quelle est leur stratégie pour prendre des décisions sur les coûts humains et matériels de la guerre, les questions de responsabilité et de réparations, les règlements territoriaux et frontaliers, les obligations et les garanties ? À ce stade, ces questions transposent le vécu en règlements, en clauses juridiques, en chiffres et en lignes de démarcation. Enfin, on se livre une troisième guerre après la signature officielle du traité, quand les soldats reprennent le chemin du retour, quand les

⁴² Sebastian Haffner, *Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914–1933*, 3^e édition, Munich 2004, p. 68. L'ouvrage a été publié en français sous le titre : *Histoire d'un Allemand : Souvenirs 1914–1933*, en 2004 aux Éditions Babel. Leonhard, *Der überforderte Frieden*, p. 1224–1225, 1227–1228 et 1235–1236.

sociétés se mettent en quête d'une langue du souvenir, de formes, individuelles et collectives, de mémoire, quand les hommes commencent à mesurer concrètement les conséquences durables de la guerre et de la paix, quand ils mettent en relation, lentement, à tâtons, les conséquences du traité de paix avec les sacrifices qu'a signifiés la guerre, quand ils s'interrogent sur la signification de la guerre et de la paix – pour eux-mêmes, leurs familles, leur génération, leur société, leur nation et leur État.

En ce sens, on peut dire que la Première Guerre mondiale a été menée trois fois. Plus que tout autre conflit de l'histoire récente, elle a été la plus douloureusement touchée par cette triple association, l'imbrication de ces trois processus n'étant pas inscrite dans une chronologie bien définie : la violence se poursuit sous plusieurs formes après l'arrêt officiel des hostilités. L'empreinte de la guerre restait toujours très présente au cours des négociations de paix, et un grand nombre de mesures prises dans l'immédiate après-guerre, qui faisaient appel à d'autres moyens, furent ressenties comme la poursuite de la guerre. Parce que de la recherche des racines de la guerre émergea le refus catégorique de nouvelles explosions de violence, parce que de l'écroulement des anciens ordres mondiaux jaillirent de nouvelles utopies – le système démocratique mondial voulu par Woodrow Wilson et la révolution mondiale dessinée par Lénine –, passé et avenir finirent par se confondre pour les populations d'après 1918.

C'est pourquoi ce conflit laissa et laisse encore, bien après la fin des hostilités, une empreinte troublante. Qu'elle soit gravée dans les esprits, dans les mémoires des générations de la guerre et de l'après-guerre, qu'elle ait sous-tendu les confrontations sur le rétablissement de la paix, les débats houleux sur la révision des termes du traité, les controverses nées des diverses interprétations sur la guerre et la paix ou les justifications portées sur la question de la responsabilité et des réparations, la Première Guerre mondiale reste toujours présente. Au XX^e siècle, ce conflit et le traité de paix ont toujours été vus comme un point de référence, positif ou négatif, de l'Histoire. Le XXI^e siècle continue de se confronter à eux, afin de se donner des points de repères dans un environnement mondial qui accumule les signes d'une insécurité croissante, face à l'évanouissement de certitudes considérées jusqu'ici comme immuables : la fin perceptible d'un « siècle américain », la menace récente sur le projet européen, cet héritage de deux guerres mondiales et de leur flot de catastrophes, le revirement des institutions démocratiques retranchées derrière une posture défensive.

Le vernis des temps actuels – un vernis qui paraît soudain bien fragile – nous renvoie, aujourd’hui encore, à cette guerre et son traité de paix. L’étude de ce moment de l’Histoire consiste donc essentiellement à en déceler les traces à l’aune d’événements plus récents et à dénouer les fils, visibles et invisibles, entre les époques, qui nous permettent de relier le présent au traité de paix. Les époques passées sont plus proches les unes des autres que ne le laisse penser l’auto-assurance communément observée et générée par une distance de cent ans, de trois ou quatre générations. Les négociations pour la paix sont une exception à cette injonction de l’analyse historique allemande qui consiste à se focaliser sur cette période à l’aune de la montée des extrêmes jusqu’en 1945. Comme si 1914 et 1918–1919 n’étaient que l’antichambre de la catastrophe, encore plus monstrueuse, de l’après 1933, comme si les trois décennies entre août 1914 et mai 1945 se bornaient à être une « deuxième Guerre de Trente Ans », l’époque « du continent brun » ou la guerre civile des idéologies, comme si la fin de la Première Guerre mondiale portait déjà les germes de la Seconde Guerre mondiale, comme si, en résumé, tous les événements qui se déroulèrent à partir de 1939 n’étaient que le prolongement de ce qui aurait déjà dû se produire après 1918.⁴³

De nombreux Allemands partageaient cette vision des choses sur le fardeau de l’après-guerre, et ils étaient loin d’être les seuls : l’écrivain britannique Siegfried Sassoon qui, de soldat volontaire s’était converti en ardent pacifiste, écrivait déjà dans son journal, en date du 6 novembre 1918, à cinq jours de la signature de l’Armistice en forêt de Compiègne : « *A peace to end all peace* »⁴⁴ – un traité de paix sans paix. À l’inverse de ces interprétations, on se doit aussi de s’intéresser aux innombrables événements concomitants survenus après 1918 – concomitance qui fut déplorée. Il importe de ne pas les ranger à la hâte dans une catégorie historique subalterne. Car

43 Mark Mazower, *Dark Continent. Europe’s Twentieth Century*, New York/NY 1998, p. 40–140. L’ouvrage a été publié en français sous le titre : *Le Continent des ténèbres : Une histoire de l’Europe au XX^e siècle*, en 2005 aux Éditions Complexe. Antoine Prost et Jay Murray Winter, *Penser la Grande Guerre. Un essai d’historiographie*, Paris 2004, p. 33 ; Hans-Ulrich Wehler, *Der zweite Dreißigjährige Krieg. Der Erste Weltkrieg als Auftakt und Vorbild für den Zweiten Weltkrieg*, in *Spiegel Special*, 2004/1 : *Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts*, p. 138–143 ; Ian Kershaw, *Europe’s Second Thirty Years War. The Twentieth-Century World and Beyond*, in *History Today* (2005), p. 10–17 ; Enzo Traverso, *Im Bann der Gewalt. Der europäische Bürgerkrieg 1914–1945* (en français 2007), Munich 2008, p. 9–29 ; Jörn Leonhard, *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs*, 5^e édition, Munich 2014, p. 11 ; *idem*, *Der überforderte Frieden*, p. 27–29.

44 Siegfried Sassoon, *Diaries*, tome 1, 1915–1918, éd. par Rupert Hart-Davis, Londres 1983, p. 280 ; Steffen Bruendel, *Jahre ohne Sommer. Europäische Künstler in Kälte und Krieg*, Munich 2016, p. 265.

la diversité des réalités, lues à travers le prisme de ceux qui les ont vécues, fait aussi partie de l’Histoire.⁴⁵

Ce que nous dit l’Histoire de la guerre et de la paix en ce début du XX^e siècle n’entend ni donner une marche à suivre aux politiques ni établir des analogies faciles avec l’époque actuelle qui, dans la complexité de notre monde, serait vite désorientée. La comparaison entre époques et espaces est nécessaire, non pas en tant que leçon du passé qui sous-entendrait une répétition ou une reproductibilité de l’Histoire. La responsabilité qu’implique tout acte individuel n’a pas matière à être sous-traitée à l’Histoire. Cependant, quiconque endosse cette responsabilité et reconnaît avec difficulté qu’un grand nombre de moments historiques sont conservés dans le présent, aura de nouvelles prises de conscience et comprendra avec une plus grande objectivité grâce à une distanciation productive. L’historiographie peut remédier à l’alarmisme et à l’activisme de notre temps.

L’enchaînement des « *Weltauengeblicke* » (les instants du monde) entre 1918 et 1923 nous rappelle à quel point il est difficile d’être fidèle à l’Histoire et d’en rendre compte de manière adéquate – que ce soit en appréhendant la tension entre les attentes universelles et les constellations particulières ou la multipolarité du monde ; qu’il s’agisse de prendre conscience de l’esprit d’ouverture de l’Histoire sans en nier le fardeau ou de contrer une logique qui retire aux contemporains leur futur passé et mesure leurs actes selon des critères établis en fonction des connaissances des générations suivantes ; qu’il s’agisse, enfin, de nous appuyer sur la seule assurance dont nous disposons finalement : toute explication historique est en soi provisoire et le caractère inachevé de son récit participe de l’esprit d’ouverture de l’Histoire.⁴⁶

45 Reinhard Koselleck, *Vergangene Zukunft der frühen Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Neuzeit*, in *idem*, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, 3^e édition, Francfort-sur-le-Main 1995, p. 17–37. L’ouvrage a été traduit en français sous le titre *Le futur passé. Contribution à la sémantique des temps historiques*, en 1990 aux Éditions de l’EHESS.

46 Leonhard, *Der überforderte Frieden*, p. 1277.